Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 47 (2005)

Nachruf: Totentafel

Autor: Ehrensperger, Käthy / Spescha, Arnold / Hartmann, Serena

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr. phil. Dr. theol. h.c. Marga Bührig (1915–2002)

Marga Bührig hat gerne gefeiert. Sie hat immer wieder das Leben gefeiert, nicht nur im Stillen zu Hause – sondern draussen auf den Gassen und Strassen hat sie es gefeiert, und sie hat dies gelebt nicht nur für sich, sondern sie hat dies auch öffentlich eingefordert für alle Menschen. Dass sie es feiern können, das Leben.

Marga Bührig war eine grossartige Frau, Pionierin der Frauenbewegung, feministische Theologin, Leiterin einer Bildungsinstitution, Ökumenikerin, Friedensfrau ... sie sind kaum alle aufzuzählen, die vielen Kreise des Lebens, in denen sie sich mutig, leidenschaftlich und widerständig engagiert hat. Es sind Spuren, nachdrückliche Spuren, die sie hinterlassen hat, wo immer sie sich eingesetzt hat. Sie hat Geschichte geschrieben, Frauengeschichte, diese Frau, Geschichte, die weitergeschrieben werden will. Aus ihrem reichen Leben zu erzählen, kann nur heissen da und dort ein paar Stationen zu nennen ihres Weges – bruchstückhaft – so vielfältig und reich und intensiv hat sie gelebt.

Marga Bührig wurde am 17. Oktober des Jahres 1915 in Berlin in eine Familie hineingeboren, die mütterlicherseits im polnischen Grossadel verwurzelt war und väterlicherseits im Deutsch-Baltikum, in Estland. Als Marga 10 Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Chur, da der Vater lungenkrank aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause gekommen war. So ist es gekommen, dass Chur zur Stadt ihrer Jugend und die Schweiz zu einer wichtigen Landschaft ihres Lebens wurde. Die anderen, diejenigen ihrer Familienwurzeln, sind ihr aber immer wichtig, mit der Familie in Lublin und Krakau ist sie immer verbunden geblieben.

In Zürich, Bern und Berlin hat sie zunächst Germanistik studiert und mit einer Doktorarbeit abgeschlossen, einige Jahre als Lehrerin gearbeitet und dann Theologie studiert.

Das reformierte Studentinnenheim in Zürich, das sie 1945 gegründet und jahrelang geleitet hat, war ein wichtiger früher Bezugskreis. Freundschaften, die damals gewachsen sind, sind wesentlich geblieben in Marga Bührigs Leben. Auch die Lebensgemeinschaft mit Else Kähler hat damals 1946 zu wachsen begonnen – und es sind daraus dann 53 Jahre intensiv geteilten Lebens geworden. Seit 1961 hat sich diese intensive Freundschaft zu einer Dreiergemeinschaft mit Elsi Arnold zusammen erweitert, und seit 1983 lebten die drei als verbindliche Lebensgemeinschaft an der Rebgasse in Binningen. Gestorben ist Marga Bührig am 13. Febraur 2002 in Basel.

Frauen

Vielleicht könnte man sagen, dass das Studentinnenheim so etwas wie der Anfang auch war des Frauen bewegten Lebens von Marga Bührig – der Anfang dessen, was Marga Bührig später dann zur engagierten feministischen Theologin hat werden lassen. Ich bin jetzt gehüpft. Zum Frauen bewegten Leben gehörten viele andere Stationen: Marga Bührig war 1947 Mitbegründerin des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz, sie hat die Zeitschrift mitbegründet die heute «Schritte ins Offene» heisst. Sie hat wesentlich bei der SAFFA, der zweiten Ausstellung «Die Schweizerfrau, ihr Leben, ihre Arbeit» mitgearbeitet. Zusätzlich, dazwischen und darüber hinaus war sie damals schon eine begehrte Vortragsrednerin. Aus dem Suchen und Nachdenken über eigenständige, unabhängige Lebensformen von Frauen ist die Tagungsarbeit für und mit Frauen entstanden. Diese Tagungsarbeit hat wesentlich dazu beigetragen, dass sie 1959 zusammen mit Else Kähler als Studienleiterin nach Boldern berufen wurde, dem Bildungshaus der reformierten Kirche bei Männedorf, in dem sie von 1971 bis 1981 auch die Gesamtleitung inne hatte. In dieser Zeit war sie zudem Präsidentin des Komitees der Vereinigung der Akademien und Tagungszentren Europas (1976–1982).

Ökumene

Die ökumenische Bewegung war ein weiterer wesentlicher Lebenskreis von Marga Bührig. Auch dort ist sie hineingeraten durch Frauen. Da war die eine Ebene die ökumenische Zusammenarbeit von Frauen, die für Marga 1958 mit der SAFFA angefangen hat. Daraus ist ihr Engagement beim ökumenischen Rat gewachsen – sie hat im Auftrag des SEK dessen Vollversammlungen besucht, dabei viel mitgegeben, mitgenommen in und durch diese Begegnungen. Dieses Engagment hat dann zu ihrer Wahl als eine der drei ersten Frauen ins 7-köpfige Präsidium 1983 in Vancouver geführt.

Friedensarbeit

Verschiedene Begegnungen haben Marga Bührig auch zur aktiven friedensbewegten Frau werden lassen – sie hat mitgearbeitet am Aufbau der «Frauen für den Frieden» in Zürich Ende der siebziger Jahre – und in der Folge gehörte sie zu den Gründerinnen der cfd-Frauenstelle für Friedenspolitik, die letztes Jahr ihr 20jähriges Bestehen feiern konnte und für ihr unbeirrtes Engagement für Frieden und Frauenrechte im vergangenen November mit dem Gleichstellungspreis der Stadt Zürich ausgezeichnet wurde. Gegründet wurde die cfd-Frauenstelle 1981 von den Frauen der KAGAS, der Kirchlichen Arbeitsgruppe für alternative Sicherheit. Anliegen der Gründerinnen der Frauenstelle war es, Friedenspolitik und Feminismus zu verbinden. Als Mitgründerin der cfd-Frauenstelle hat Marga Bührig zusammen mit den anderen Gründerinnen ein Stück feministisch-friedenspolitischer Geschichte der Schweiz geschrieben.

Geschichte schreiben

Nicht nur im übertragenen Sinn hat Marga Bührig Geschichte geschrieben – Bücher und Artikel hat sie geschrieben – eine umfangreiche Bibliographie ist im Verlauf der Jahre zusammengekommen. Um junge feministische Theologinnen zu ermutigen, hat sie denn auch den Marga-Bührig-Preis gestiftet, der einmal im Jahr ein Werk einer feministischen Theologin auszeichnet.

Das mit dem Geschichte Schreiben gilt für viele Bereiche von Marga Bührigs Leben. Sie

ist für ihr Lebensengagement 1998 von der Universität Basel mit der Ehrendoktorwürde der Theologie ausgezeichnet worden. Marga Bührig hat Geschichte geschrieben in der Schweiz. Vor allem aber hat sie in der Schweiz Frauengeschichte geschrieben, feministische Geschichte, um es genauer zu sagen. Auch wenn sie lange, wie sie selbst es geschrieben hat, es nicht mit diesen Worten gesagt hat, hat sie eigentlich seit den Anfängen ihres Engagements feministische Geschichte geschrieben. Die Begegnungen in den USA haben ihr geholfen eine Sprache – Namen und Worte für vieles zu finden, was sie auf ihrem leidenschaftlichen Lebensweg immer schon getan und gesagt hat. «Wir Frauen sind Kirche – worauf warten wir noch», dafür ist sie ein- und aufgestanden. Und in feministischer Theologie oder besser in jenem Netz der Verbundenheit in den Spuren des Nazareners – jenseits von Herrschaft und Gewalt, hat sie Form und Sprache und ganz besonders Weggefährtinnen gefunden auf ihrer leidenschaftlichen Suche nach Gerechtigkeit und in ihrer leidenschaftlichen Liebe für das Leben.

Käthy Ehrensperger,
Dr. theol., Basel

Erinnerungen Marga Bührigs an ihre Zeit in Chur (1926 bis 1934)

«Wegen der Krankheit meines Vaters zogen wir schliesslich nach Chur. Davos kam nicht in Frage, weil mein Vater nicht wollte, dass sein einziges Kind in der Welt des ‹Zauberbergs› leben müsse. // Zu meinen demütigendsten Kindheitserfahrungen gehört die Einsicht, dass ein Fremder ohne festen Beruf in einer schweizerischen Kleinstadt einfach ‹niemand› ist. Ich habe mich niemals verfolgt oder verachtet gefühlt. Aber ich merkte doch immer, dass ich irgendwie fremd war – und mein Wunsch nach Zugehörigkeit war brennend. (...) // Was den aufkommenden Faschismus angeht, wusste ich (...), was das bedeutet: Mein Vater war ein dezidierter Antinazi, einer der wenigen Intellektuellen, die ‹Mein Kampf› gelesen hatten. Nach den damaligen Nürnberger Gesetzen hätte ich in Deutschland nicht studieren dürfen, da ich zu einem Viertel jüdischer Abstammung war. Mein Vater wollte darum, dass ich Schweizerin werde. Er selber wollte sich nicht einbürgern lassen, und er konnte es sich auch gar nicht leisten, weil er so seine Rente verloren hätte. Ich wurde also mit dem Geld meiner jüdischen Grossmutter in der Gemeinde Feldis ‹eingekauft›. In Chur hätte ich keine Chance gehabt. Die kleinen, armen Gemeinden jedoch gestanden die Bürgerrechte eher zu, weil sie so zu Geld kamen. Aber man musste sozusagen zusichern, dass man nie armengenössig würde.» (Zitiert nach Schritte ins Offene 6/1994, S. 16/17; siehe auch Schritte ins Offene 2/2003.)

«Bei uns zu Hause ging niemand zur Kirche. Mein Vater spottete, meine Mutter suchte ihren Weg bei immer neuen ‹Heiligen› – Goethe, Hermann Hesse, C. G. Jung spielten in unserer Familie eine grosse Rolle. Dass ich konfirmiert werden sollte, war eigentlich keine Frage. Es wäre auch kein Problem gewesen, wenn ich nicht gewollt hätte. Für mich war es einerseits eine Frage der Anpassung. Ich wollte das Gleiche wie meine Kameradinnen, aber andererseits suchte ich auch etwas. Beides kam darin zum Ausdruck, dass ich einen anderen Konfirmator wählte als meine Klassenkameradinnen. Es war der religös-soziale Churer Pfarrer. Ich wusste nicht, was das war, ‹religiös-sozial›, aber irgendwie hatte seine Art mich angesprochen. Leider wurde er schwer krank, konnte den Unterricht nicht erteilen, und so passte ich mich nochmals an und ging mit den anderen zum liberalen Pfarrer, der mir eigenlich nicht sympathisch war. Er grüsste die ‹besseren› Leute viel freundlicher. Da mein Vater, wenn auch Fremder, so doch ein ‹Herr Doktor› war, gehörten wir durchaus zu den freundlicher Gegrüssten. Aber das half mir nicht viel.

Eine Besonderheit unserer damaligen Schule und Kirche ist hier noch nachzutragen. Meine Klasse war die erste in der Bündner Kantonsschule, in der sieben Mädchen sassen, also fast ein Drittel der Klasse. In den Jahrgängen vor uns waren es immer nur eine bis zwei gewesen. Ob das der Grund war, dass wir beim Konfirmandenunterricht von unseren Klassenkameraden getrennt wurden, weiss ich nicht. Jedenfalls mussten wir Mädchen zum Unterricht in die sogenannte Stadtschule gehen, zusammen mit den Volksschülerinnen, während die Buben Unterricht von einem der Religionslehrer am Gymnasium erhielten. Wir fühlten uns degradiert, fehl am Platz. Ausgerechnet in der Zeit, wo manche von uns, ich jedenfalls, viele ernsthafte und kritische Fragen an Gott und die Welt hatten, wurden wir einem Unterricht ausgesetzt, der darauf nicht eingehen konnte. Trotz allem brachte ich noch ein Stückchen Hoffnung mit. Eigentlich wollte ich ja wissen, wer Gott war und was unser Leben für

einen Sinn hatte. Die Gesangbuchverse, die wir auswendig lernen mussten, halfen mir nicht viel. Am Ende einer Stunde – es war noch am Anfang des Unterrichts, der zum Glück nur ein gutes halbes Jahr dauerte – schrieben wir in unser Heft die Überschrift: ‹Das höchste Gut.› In der nächsten Stunde sollte darüber gesprochen werden. Ich kam voller Erwartung und wurde bitter enttäuscht. In meiner Erinnerung ist das Blatt leer geblieben, was sicher nicht buchstäblich der Fall war, denn was in dem Heft stand, wurde diktiert, und ich habe es sicher aufgeschrieben. Aber in meiner Erinnerung sehe ich nur die Überschrift und darunter einen leeren Raum. Für mich war damit der Unterricht vorbei. Ich sass ihn ab, und mein wirklicher Trost war der Ausblick aus dem Fenster. Man sah nach Westen, hinein ins Bündner Oberland, mit den kleinen Hügeln bei Ems/Domat – den Bergkinderchen, wie mein Vater sie nannte –, mit den Spitzen der Signina-Gruppe hinter dem vertrauten «Hausberg», dem Pizokel. Der Unterricht fand an zwei Nachmittagen von 5 bis 6 Uhr statt, und meine stärkste Erinnerung sind die Sonnenuntergänge mit all den verschiedenen Farbenspielen von Gelb, Orange und tiefem Rot, die besonders an den in Chur häufigen Föhntagen von einer fast atemberaubenden, beglückenden, aber auch Nachdenklichkeit und Frieden vermittelnden Schönheit waren. Wie ich zu dem Platz mit dem wunderbaren Ausblick gekommen war, weiss ich nicht mehr. Meiner Erinnerung nach war offenbar immer schönes Wetter; an die sicher auch vorhandenen grauen, verhangenen Abende kann ich mich nicht erinnern. Aber das Licht und die Farben sehe ich heute noch. Sie hatten für mich mehr mit Gott zu tun als die mich kaum berührenden Worte des Pfarrers. Übrigens kann ich mich auch nicht erinnern, dass wir je eine Bibel angerührt oder aufgeschlagen hätten.

Das Heft, in dem die Überschrift vom höchsten Gut stand, habe ich nach der Matura verbrannt. In Chur war es Sitte, dass die Abiturienten nach überstandener Prüfung johlend und lärmend auf einem offenen Wagen zu einer Wiese fuhren, wo im Frühling zum jährlichen Markt Karussell und Schiffschaukeln und Schiessbuden standen und wo im Winter die von uns geliebte Eisbahn war. Dort verbrannten wir übermütig und mit dem Hochgefühl von Freiheit Hefte und auch manche besonders gehasste Bücher – für mich war das ein Lehrbüchlein der Wirtschaftsgeographie, mit der wir uns in quälend langweiligen Stunden hatten beschäftigen müssen. Aber vor allem war es mein Konfirmandenheft. Es flog mit dem Schwung meiner ganzen Enttäuschung und Verachtung ins Feuer. Das Gefühl, um etwas betrogen zu sein, das ich von ganz innen heraus suchte, sass tief. Heute bedaure ich, das Heft nicht mehr zu haben. Zu gerne würde ich nachlesen, was denn wirklich unter der so viel versprechenden Überschrift gestanden hat.»

(Zitiert aus Marga Bührig: Spät habe ich gelernt, gerne Frau zu sein, Stuttgart 1987, S. 20–22.)

Prof. Dr. Alfons Maissen (1905–2003)

In meiner Erinnerung sehe ich Alfons Maissen in seinem Arbeitszimmer, den Professor, umzingelt von Stapeln von Büchern, von Zetteln, von Schriften, von Manuskripten, von Fotografien, von Objekten aller Art. Ich sehe den betagten Mann mit seinem wachen Geist, mit seinem Interesse für Sprache und Kultur; ich sehe den Universalgeist mit seiner Lust am Sammeln, seiner wissenschaftlichen Neugier, seinem umfassenden Wissen. Ich sehe einen Generalisten im Zeitalter der Spezialisten.

Was war Alfons Maissen eigentlich? Lehrer, Schriftsteller, Übersetzer, Redaktor, Herausgeber, Sammler, Historiker, Ethnologe? All diese Tätigkeiten konnte er mit seinen umfassenden Interessen und Kenntnissen umspannen. Es wäre vermessen, dieses Leben, den Menschen und sein Werk, im Rahmen eines Nekrologes darstellen und bewerten zu wollen.

Alfons Maissen starb am 5. Juni 2003 im hohen Alter von

98 Jahren und doch unerwartet. Er sprach nie über den Tod. «Viver ston ins toch'ins viva»! – «Leben muss man, solange man lebt», pflegte er zu sagen. Er arbeitete jeden Tag von morgens bis abends und wollte noch so manches realisieren. In seinem Kopf und in seinen unzähligen Schachteln und Mappen mit Notizen und Entwürfen lagen noch viele Kenntnisse und Erkenntnisse brach und warteten auf die Realisierung und Veröffentlichung. Doch «nun wurde ihm die Feder aus der Hand genommen», wie seine Familie in der Todesanzeige schrieb: «Ussa ei la plema vegnida prida ord maun ad el.»

Aus seinem Leben

Alfons Maissen wurde am 29. März 1905 in Ilanz geboren. Von der Familie der Maissens, einer Familie mit einer grossen Tradition von Schreinern und Zimmerleuten aus Sumvitg, erbte er wohl das «gute Holz», aus dem ein Meister geschnitzt ist; von seiner Mutter – sie war eine Schwester des Theologen und Linguisten Gion Cahannes – stammte vielleicht sein Interesse für Sprache und Kultur. In Ilanz entstand und wuchs seine Verbindung mit Land und Leuten, mit Bauern und Handwerkern, mit Erzählern und Sängern.

Alfons Maissen wurde Primar- und Sekundarlehrer. Dann folgte in Zürich das Studium der Romanistik. Dort erhielt er vom bekannten Professor Jakob Jud entscheidende Impulse. Maissen ergänzte seine Sprach- und Literaturkenntnisse in Dijon, Rom, Perugia, Siena und Paris. Im Jahre 1936 schloss er seine akademischen Studien mit einer stark beachteten Dissertation ab: «Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden. Die sachlichen Grundlagen einer Berufssprache.» Sie wurde 1943 in der Reihe Romanica Helvetica als Band 17 publiziert.

Alfons Maissen unterrichtete während zehn Jahren an der Bezirkssekundarschule in Ilanz. Dann wirkte er von 1946 bis 1970 an der Bündner Kantonsschule in Chur, zunächst als ordentlicher Lehrer für Französisch und Italienisch und ab 1953 auch als Lehrer für Romanisch.

Neben seiner Lehrtätigkeit widmete Alfons Maissen seine Freizeit und seine ganze Kraft der Forschung. Einige Jahre war er auch Redaktor des Dicziunari Rumantsch Grischun. Er verfasste zahlreiche Arbeiten zu Geschichte, Sprache, Literatur und Kultur. Im Zusammenhang mit seinen Studien folkloristischer und ethnologischer Prägung machte er Reisen nach Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, Österreich und Jugoslawien. Nach seiner Pensionierung 1970 blieb Maissen noch in zahlreichen Bereichen aktiv; erwähnt sei beispielsweise sein unermüdliches Engagement für das Museum Regiunal Surselva in der Casa Carniec in Ilanz.

Der Lehrer

Alfons Maissen war für viele seiner Schüler in seiner Art ein begeisternder Lehrer. Er war nicht der Magister der strengen und systematischen Lehrmethode, nicht der Verfechter absoluter grammatikalischer Regeln. Mit seiner Persönlichkeit und Menschlichkeit gelang es ihm aber, seine Schüler zu packen, sie für Sprache und Kultur zu begeistern. Er wollte den Geist formen, die Urteilskraft stärken. Er sagte immer wieder zu seinen Schülerinnen und Schülern: «Vus stueis ir cun egls aviarts ed ureglias gizzadas tras la veta. E nudei tut quei che vus vesis ed udis.» – «Ihr müsst mit offenen Augen und gespitzten Ohren durch das Leben gehen. Und notiert alles, was ihr seht und hört.» Er interessierte sich für die Sitten und Bräuche unserer Dörfer: für das Scheibenschlagen, für die Heiligen Drei Könige, für Bestattungsbräuche. Wir mussten ihm über Bräuche im Zusammenhang mit dem «Samichlaus» und den Ostereiern berichten. Er interessierte sich für Kinderspiele, Verse und Lieder. Er schaute auch immer wieder über die Grenzen der rätoromanischen Welt hinaus und stellte diese (kleine) Welt in grössere Zusammenhänge.

Sprache und Kultur

Alfons Maissen stellte Leben und Wirken vieler Dichter, Schriftsteller und Musiker dar, zum Beispiel P. Placi a Spescha, Gion Battesta Sialm, Hans Erni,

Tumasch Dolf und Donat Cadruvi. Er förderte volkstümliche Dichter und Schriftsteller und gab ihre Werke heraus (Luis Candinas, Michel Maissen, Paul Duff). Er stellte Personen aus dem Gebiet der Volkskultur vor, wie Gion Antoni Hitz und Benedetg Caminada. Des weiteren schrieb er über Persönlichkeiten wie Bischof Christianus Caminada, Dr. Gion Cahannes und Dr. Adolf Ribi.

Sehr wichtig ist Maissens Arbeit als Redaktor und Verleger. Von 1962 bis 1972 war er Redaktor des Jahrbuchs «Ischi», eines Organs der Sprachvereinigung Romania. Wir erwähnen auch die Herausgabe der Werke des Dichters und Schriftstellers Flurin Camathias, die Herausgabe der Zeitschrift «Ediziuns della Revista Retoromontscha» und des «Novellist», einer Reihe mit romanischen Texten.

Auch das Romanische Radio, bei dem er seit der Gründungszeit mitwirkte, verdankt der Arbeit von Alfons Maissen viel. Im Jahre 1955 übernahm er die Redaktion des «Radioscola» (Radiosendungen für die Schule), die er während 25 Jahren betreute.

Alfons Maissen schrieb auch selbst einige belletristische Texte, Gedichte, Novellen und vor allem «Mia resgia», «Meine Säge» (Tschespet 59, 1987). Es ist die Beschreibung eines Werkzeugs, eines Handwerks, einer Technik, die Beschreibung von Sitten und Bräuchen, die Geschichte von Handwerkern und Holzsägern; es ist die Darstellung der Entwicklung einer Region. Ein faszinierendes Thema, dargestellt in vielen Farben und Registern.

Alfons Maissen war Mitglied des romanischen Schriftstellerverbandes und in den fünziger Jahren dessen Präsident. Er wirkte auch in einigen kantonalen und nationalen Gesellschaften und Kommissionen mit.

Alfons Maissen war ebenfalls ein begabter Übersetzer. Gleich zweimal übersetzte und veröffentlichte er das bekannte Kinderbuch «Pignoc» oder «Pinocchio» von Carlo Collodi. Und auch «Clapitsch» möchte ich erwähnen, die Abenteuer eines Schusterlehrlings, ein Kinderbuch, das er, mit Hilfe seiner Frau, aus dem Kroatischen übersetzte. Seine aus Kroatien stammende Frau Lelja Tasch, Kunsthistorikerin und Journalistin, unterstützte ihn mit Rat und Tat. Sie und ihre drei Töchter Giuanna, Anna Pia und Christiana waren seine besten Beraterinnen.

Volkskunde und Geschichte

Die Erforschung von Sitten und Bräuchen, von Sprache und Geschichte hat Alfons Maissen immer wieder fasziniert: die Lebens- und Denkart des (romanischen) Volkes, die Sprache der Bauern und Handwerker. Ihn interessierten die Sache und das Wort: «Die Werkzeuge erinnern uns an das Handwerk, die Einrichtungen an innovative Männer mit Herz und Hand, aus den Reihen von Bauern und Herren, von Handwerkern und Fuhrleuten, oder aus anderen Berufsgattungen bis zur wichtigen Hausfrau und Mutter», wie Alfons Maissen sich einmal ausdrückte. Er wollte auch die Leute für das Ursprüngliche, für das Eigene, für die eigene Identität sensibilisieren.

Ilanz, die erste Stadt am Rhein, Ilanz und die Gruob, das ist der Raum, der Alfons Maissen wesentlich prägte. Es ist nicht verwunderlich, dass er dieser Region einige Arbeiten widmete. Maissen war auch verantwortlich für die Redaktion des Buchs «Laax, eine Bündner Gemeinde» (1978).

Als unermüdlicher Sammler und guter Fotograf hat Alfons Maissen unzählige Dokumente von Berufen, Sitten und Bräuchen (auf Foto und Film) festgehalten und für die Nachwelt bewahrt. Diese Tätigkeit erstreckt

sich wie ein roter Faden von der Arbeit an der Dissertation bis zu seinem Einsatz für das Museum in Ilanz. Dieser Ort, der die Vergangenheit einfängt und bewahrt, wird immer an den grossen Sammler und Interpreten der Dinge und ihres Gebrauchs erinnern. Zu seinen in den Jahren 1942 bis 1944 entstandenen Handwerkerfilmen erschienen posthum (2003) schriftliche Kommentare, an deren Vollendung seine Tochter Pia mitgewirkt hat.

Musik und Gesang

Ursprünglich wollte Alfons Maissen Musiker werden. In Freiburg studierte er Musikwissenschaft, Orgel und Gesang. Zu seinen Lehrern zählte Abbé Joseph Bovet. Am Konservatorium in Genf besuchte Maissen Kurse in Kontrapunkt und Komposition. Hier hatte er einen sehr engen Kontakt mit seinem Orgellehrer, dem bekannten Bündner Komponisten Otto Barblan.

Alfons Maissen entschied sich jedoch für die Romanistik. Er blieb aber der Musik treu – als Dirigent, Instrumentalist und Musikologe. Als junger Lehrer dirigierte er mit Erfolg die Musikgesellschaften von Dardin, Ilanz und Bonaduz. Er spielte Orgel, Klavier, Kornett und Waldhorn. Zusammen mit Prof. Cherbuliez und später mit Dr. Adolf Ribi vom Schweizer Radio gestaltete er eine ganze Reihe von Sendungen über Musik und Gesang der Rätoromanen.

Maissens Hauptarbeit auf dem Gebiet der Musik ist die kritische Ausgabe der «Lieder der Consolaziun dell' olma devoziusa» (1945), in Zusammenarbeit mit Werner Wehrli und Andrea Schorta. Ungefähr zweitausend Melodien wurden aufgezeichnet und dadurch bewahrt. Der ungarische Musikwissenschaftler und Komponist Zoltán Kodály bezeichnete die kritische Ausgabe der «Consolaziun» als eines der ersten und besten Beispiele für die systematische Sammlung und Herausgabe von Volksliedern mit Text und Melodie. Alfons Maissen sammelte auch Hunderte von religiösen und weltlichen Volksliedern. Es ist ein unschätzbares Material, das noch der wissenschaftlichen Verarbeitung harrt.

Vergessen darf man auch nicht die enge Zusammenarbeit mit den Dirigenten, Komponisten und Interpreten Hans Lavater, Duri Sialm, Walter Aeschbacher, Ernst Schweri, Gion Giusep Derungs und Gion Antoni Derungs. Er schuf für diese Musiker viele Liedtexte, Originaltexte und vor allem Übersetzungen. Diese Texte zeugen von den sprachlichen und musikalischen Fähigkeiten ihres Verfassers.

Im Jahre 1998 veröffentlichte die Societad Retoromontscha Maissens gesammelte Werke in der Reihe Romanica Raetica. Der Band 13 umfasst über 30 Beiträge in romanischer Sprache zu Geschichte, Gesang, Brauchtum, Handwerk, Sprache, Literatur und Kultur. Der Band 14 beinhaltet zahlreiche Arbeiten Maissens in deutscher Sprache: «Landschaftliches, Volkskundliches, Handwerkliches und Sprachlich-literarisches aus der Surselva mit Ausblicken auf den übrigen Alpenraum». Die beiden Bände umfassen zirka 1300 Seiten und sind das Resultat von 70 Jahren Forschungsarbeit. Sie wurden 2003 in zweiter Ausgabe herausgegeben, was Alfons Maissen sehr freute.

Zum Schluss

1981 zeichnete die Regierung des Kantons Graubünden Prof. Dr. Alfons Maissen für seine grossen Verdienste im Dienste von Sprache und Kultur mit einem Anerkennungspreis aus. Die Romania ernannte ihn 1997 zum Ehrenmitglied. Die Televisiun rumantscha widmete ihm im Jahre 2001 einen eindrücklichen Film mit dem sinnvollen Titel «Ina veta pil vargau», «Ein Leben für die Vergangenheit».

Professor Alfons Maissen setzte sich während seines ganzen Lebens für Ideale und Werte ein, die es würdig sind, bewahrt zu werden. Er ging stets seinen eigenen Weg und tat, was er für richtig hielt. Mehr als ein halbes Jahrhundert spielte er eine wichtige Rolle in der romanischen Bewegung. Sein kritischer und unabhängiger Geist wie auch seine wohlwollende Art setzten Akzente und gaben Impulse.

Die Worte, die Alfons Maissen im Jahre 2001 in seinem Tagebuch notierte, charakterisie-

ren ihn vortrefflich: *Intellectum da mihi – et vivam. Entelletg dai a mi – ed jeu vivel. Gib mir Intellekt – und ich lebe.* Alfons Maissen erhielt dieses Denkvermögen, und er brauchte es und durfte viele Jahre leben, Jahre, die er meisterhaft interpretierte. Er ruhe in Frieden!

Arnold Spescha
Dr. phil., Chur

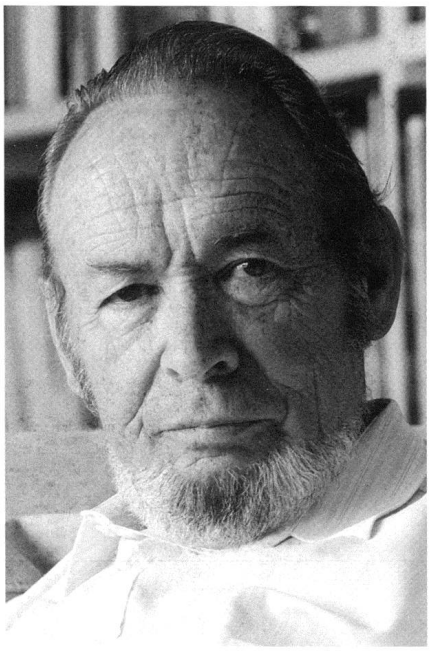
Prof. Dr. med. Georges Hartmann-Bangerter (1928 – 2003)

Lebenslauf

Georges Hartmann wurde am 27. April 1928 in Schiers im Prättigau geboren, als Sohn des Georg Hartmann, Lehrer, und der Martha geb. Sprecher. Er verbrachte eine glückliche Kindheit zusammen mit seinem älteren Bruder Hans und der jüngeren Schwester Elsbeth in einer ländlichen Umgebung. Er besuchte vor Ort die Seminarübungsschule, was eine Besonderheit war als einzige Ganzjahresschule im ganzen Tal. Durch den Berufswechsel des Vaters erfolgte der Umzug der Familie nach Chur. Dies war für den Zehnjährigen ein einschneidender Wechsel, musste er doch seine Prättigauer Muttersprache dem gediegenen Churer Dialekt anpassen.

1941 bis 1948 besuchte Georges Hartmann die Bündner Kantonsschule, wo viele Interessen geweckt wurden mit Schwerpunkten auf Sprachen – Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und sogar Romanisch – und naturwissenschaftlichen Disziplinen. Der Abschluss erfolgte mit der Maturität Typus A.

Sein berufliches Interesse galt von jeher dem Naturwissenschaftlichen in der Medizin. Für das vorklinische Studium der Medizin wählte er



1948 als ersten Platz Genf, teils aus sprachlichen Gründen, ebenso sehr aber auch um endlich fremde Luft atmen zu können. Dann wandte er sich Basel zu, seiner späteren Wahlheimat. Der weitere Lauf glich einem «Mosaikstudium»: auf ein kulturelles und sprachlich hochinteressantes Semester in Florenz folgte ein mehr fachgerichteter Aufenthalt in Paris; danach ein Praktikum im Krankenhaus Schiers, wo er erstmals näher an den Patienten herankam, und schliesslich ein Semester in Zürich. 1955 legte er das Staatsexamen in Basel ab.

Bereits 1954 begann seine wissenschaftliche Tätigkeit mit der Dissertation in den Laboratorien von Prof. Hans Staub in Basel. Dieser grossartige Lehrer prägte sein ganzes medizinisches Denken zeitlebens. Die Schulung in einer kompromisslosen, rationalen Medizin, die sich ihrer Grenzen stets bewusst war, blieb unvergessen. Sein Lohn für die Dissertation war die Anheuerung zur Mitarbeit auf der medizinischen Universitätsklinik. Wie damals üblich musste er als Volontär beginnen und seinen Lebensunterhalt mit Stellvertretungen verdienen. Doch als Anerkennung für die Leistung wurde er bald danach Oberarzt und Chefarzt-Stellvertreter. 1968 erfolgte die Habilitation in Basel.

Das Jahr 1970 brachte einen entscheidenden Wechsel. Er verliess sein klinisches Lipidlabor mit allen Errungenschaften in Basel, verzichtete auch auf ein Angebot für Beamtung und wechselte nach Bern, um der mehr klinisch orientierten Tätigkeit als Chefarzt-Stellvertreter der Medizinischen Universitätsklinik den Vorzug zu geben. Diesem Grundsatz der ganzheitlichen Inneren Medizin blieb er über alle Jahre verbunden. 1973 erfolgte seine Wahl zum Chefarzt der Medizinischen Klinik des Kantonsspitals Chur. Über die 18 Jahre bis zur Pensionierung war Innere Medizin für ihn der faszinierende Beruf, welcher den ganzen Menschen fordert. Bei seinem Rücktritt fasste er es in folgende Worte: «Ich danke allen, die ein jahrelanges Zusammengehen ertragen haben. Es braucht immer wieder Toleranz, um die Nähe des anderen, des Über- oder Untergeordneten ohne ungute Gefühle zu ertragen.»

Ein ebenso entscheidender Wechsel war wohl auch die Begegnung in Bern mit seiner Lebensgefährtin Serena Bangerter. Fortan hat er die medizinischen Interessen wie auch die Hobbys mit seiner Ehefrau geteilt. Gemeinsam fanden sie Her-

ausforderung, Erholung und Spass in den geliebten Bergen.

Sein Leben war geprägt durch die Besonderheit eines aussergewöhnlich grossen Freundeskreises, und diese echten Freunde begleiteten ihn über Jahrzehnte und rund um die Welt. Dies galt für den beruflichen Bereich wie für die Berge. Für ihn zählte der Mensch und Kamerad ungeachtet der Herkunft und des Standes.

1961 erhielt Georges Hartmann vom Internationalen Roten Kreuz den Auftrag, in den Hochtälern des nepalesischen Himalaja die Ankunft der tibetischen Flüchtlinge zu rekognoszieren. Seit jener ersten Begegnung interessierte er sich ganz besonders für das Schicksal der Tibeter und ihre hochstehende Kultur. Über all die Jahre galt sein Denken und Wirken dem Wohle der Bergbevölkerung in den Anden, im Himalaja und nicht zuletzt auch in seinem Heimattal Prättigau.

Prof. Dr. med. Georges Hartmann-Bangerter starb nach längerem Leiden, jedoch unerwartet und allzufrüh am 19. Juli 2003.

Serena Hartmann,
Dr. med., Chur

Der Wissenschafter

Georges Hartmann war mit seiner Forschung in den 50-er und 60-er Jahren seiner Zeit voraus. Die Themen Fettstoffwechsel, Übergewicht und Ernährung gehören heute in den Industrienationen zu den Hauptthemen des Gesundheitswesens. Als Georges sich für die medikamentöse Behandlung der erhöhten Blutfette einsetzte, hätte es sich kein Herzspezialist vorstellen können, dass Medikamente wie die Fettsenker einmal zu den umsatzstärksten Arzneimitteln der westlichen Welt würden. Seine vielleicht praktisch wichtigste Beobachtung stammt aus der sog. Basler Studie (Beginn 1959, G. Hartmann und L. Widmer). Da konnte er zeigen, dass der Anstieg der Blutfette parallel zum Anstieg des Körpergewichtes verläuft und somit das Übergewicht von zentraler Bedeutung ist als Risikofaktor für Herz-Kreislauferkrankungen.

Wie kam es zu dieser Beobachtung? Georges Hartmann wurde von seinem damaligen Chef Professor Hans Staub angeregt, den Fettstoffwechsel zu untersuchen, ganz so wie er es für den Zuckerstoffwechsel gemacht habe. Das Resultat war ein Fettbelastungstest, bei dem Fetttröpfchen im Blut als Trübung des Plasma gemessen wurden. Hartmann baute im Rahmen dieser Forschungstätigkeit das erste Lipidlabor der Schweiz auf und führte eine Reihe diagnostischer Tests in die Klinik ein. Im Bestreben, einfache und rasch anwendbare Labormethoden zur Bewertung von Fettstoffwechselstörungen einzuführen, entwickelte er einen neuen Suchtest für erhöhte Blutfette. Damit liess sich das Risiko für eine Atherosklerose auf einfachste Weise erfassen. Die Methode hat sehr wichtige Resultate geliefert, wurde aber leider verlassen, da sie sich nicht automatisieren liess.

Die Untersuchungen der von G. Hartmann und L. Widmer gegründeten Basler Studie ergaben die Grundlagen für die Normalwerte der Blutfette, die Beziehungen zwischen Risikofaktoren und Gefässerkrankung, später auch Ernährung und Krebs und in den letzen Jahren degenerative Hirnerkrankungen. Mit annähernd 45 Jahren handelt es sich um eine für die Schweiz einmalige epidemiologische Fundgrube, wo noch längst nicht alle Schätze gehoben worden sind.

Georges Hartmann war aber in erster Linie ein Kliniker. So interessierte er sich für die Ernährung, insbesondere des kritisch Kranken, der sich nicht mehr über den Magen-Darm ernähren konnte, sondern Nährstoffe durch Infusionen benötigte. An der Entwicklung von fetthaltigen Infusionslösungen war Georges Hartmann als Pionier massgeblich beteiligt. Was heute Routine ist, wurde von ihm in Zusammenarbeit mit den Herstellerfirmen in minutiöser Arbeit entwickelt und gewissenhaft getestet.

Daneben beschäftigte ihn stets die Problematik des massiv Übergewichtigen. Georges Hartmann hat in sorgfältigen klinischen Studien die Methode der Null-Kaloriendiät erprobt und deren Veränderungen des Stoffwechsels publiziert. Dank seiner Umsicht konnte er die gefährlichen Aspekte dieser Methode vermeiden.

Es liegt auf der Hand, dass die Beschäftigung mit Fett, dem wichtigsten Energiereservoir des Körpers, zu Fragen des Energiestoffwechsels führt. Mit zu seinen originellsten Untersuchungen gehören wohl die

im Büchlein «Alpiner Hochleistungstest» (Huber Bern 1973) dargestellten Befunde. Sie wurden bei Hochleistungssportlern während einer intensiven Kletter-Bergsteigtour im Berner Oberland erhoben und haben das Verständnis für die physiologischen Anpassungen bei derartigen Strapazen entscheidend gefördert. Dass ihm als passioniertem Bergsteiger diese Form der klinischen Forschung besonders viel Freude bereitete, ist leicht verständlich.

Was zeichnet nun Georges Hartmann als Forscher aus? Er gehörte zu den Menschen, die mit grosser Beharrlichkeit auch gegen Widerstände an einer als richtig erkannten Sache festhalten. Er hat sein theoretisches Wissen und praktisches Können auf dem Gebiet des Fettstoffwechsels – und hier durfte ich ihn unterstützen – in Leitfäden für die Praxis veröffentlicht. Mit dem Buch «Hyperlipidämie: Symptom-Syndrom-Krankheit» (Huber Bern 1996) ist ihm wohl die konziseste Darstellung der mit dem Lipidstoffwechsel verbundenen Probleme gelungen. Seine Unbestechlichkeit, sein kritischer Blick und seine Ehrlichkeit auch sich selbst gegenüber zeichneten ihn aus. Sie sind auch die Charakteristika, die ihn zu einer Evidenz basierten Medizin führten, lange bevor dies zum gängigen Schlagwort geworden ist.

In visionärer Sicht hat er schon vor Jahren die heute klinisch dominanten Stoffwechselprobleme erkannt und die klinische Forschung in der Schweiz entscheidend geprägt, indem er das Bewusstsein für diese Krankheiten in der Ärzteschaft weckte. Die von ihm pionierhaft vertretenen Ansichten sind heute derart Allgemeingut, dass ihre Quelle der grossen Mehrzahl gar nicht mehr bewusst ist. Das ist vielleicht das grösste Kompliment, das einem Forscher zuteil werden kann.

Hannes B. Stähelin,
Prof. Dr. med., Basel

Der Lehrer und Chef

Georges Hartmann begegnete ich 1975 als junger Unterassistent erstmals in Chur. Er war dort seit zwei Jahren als Chefarzt der Medizinischen Klinik am Rätischen Regional- und Kantonsspital tätig. Ursprünglich von der Staub'schen Klinik in Basel herkommend und einer kurzen Zeit als Chefarzt-Stellvertreter im Inselspital Bern, etablierte er sich rasch als markanter Kliniker, welcher seinen Schülern eine breite internistische Palette bot. So war es nicht erstaunlich, dass Stellen an seiner Klinik gesucht waren. Während mehr als drei Jahren durfte ich später meine eigene Ausbildung zum Internisten in Chur komplettieren. Georges Hartmann war dabei ein konsequenter Chef, welcher mehr durch Schweigen und trockenen Humor als durch grosse Gesten führte. Als echter Walser liess er wenige in seine Nähe kommen. Er duldete keine Halbheiten und verlangte von seinen Leuten eine exakte Denk- und Arbeitsweise, abgestützt auf soliden wissenschaftlichen Grundlagen. Dies lange vor der Zeit der «Evidenz basierten Medizin».

Waren diese Kriterien erfüllt, so stellte er sich jeweils hinter einen getroffenen Entscheid. Er war somit ein Chef, welcher Loyalität nicht als Einbahnstrasse von unten nach oben, sondern auch in umgekehrter Richtung verstand und sie auch täglich praktizierte. Dementsprechend sind aus seiner Schule mehrere Chefärzte grösserer und kleinerer Kliniken unseres Landes hervorgegangen und einige seiner Ehemaligen haben sich später auch habilitiert.

Georges reiste viel und pflegte dabei internationale berufliche und freundschaftliche Kontakte. Er war dadurch als echter Generalist auf erstaunlich vielen Gebieten «up to date» und mit seinem Denken oft vor der Zeit. So war er beispielsweise der erste Internist, welcher die Fibrinolyse des akuten Herzinfarktes an einer nicht-universitären Klinik in der Schweiz bereits Anfangs der 80-er Jahre einführte.

Die Politik war nie seine grosse Leidenschaft. Er war abhold allen Ränkespielen und führte so seine Klinik durch seine ganze Zeit ohne öffentlich und medial breitgewalzte Krisen. Seine Liebe zu den Bergen drang dann durch, wenn Georges zusammen mit Serena am montäglichen Morgenrapport braungebrannt, entspannt und gelegentlich mit einem neu-

en Bart zur Arbeit erschien. Weitere Erholung suchte er in seinem Wingert, bis ihm diese Last zu gross wurde und er nur noch in trautem Kreise die Früchte desselben genoss. Seine Ehegattin Serena war ihm immer eine grosse Hilfe, auch wenn das Ärzteehepaar Hartmann in seiner Arbeit strikte auf die Trennung der Funktionen achtete und Serena als Leiterin des Blutspendezentrums ihren eigenen Wirkungskreis fand.

Als persönliche Note sei mir gestattet zu erwähnen, dass sich aus dem unterstellten Verhältnis eine Freundschaft entwickelt hat, welche nach seiner Unterstützung für meinen USA-Aufenthalt in einem gemeinsamen Buch kumulierte. Dieses wurde in fünf Sprachen übersetzt, wobei die letzte Übersetzung kurz nach seinem Tode erschien. So lebt Georges in unserer Erinnerung durch seine Freundschaft, Loyalität und auch im Stillen gelebte Grosszügigkeit weiter. Ein grosser Allgemeininternist ist nicht mehr unter uns!

Martin von Planta,
Prof. Dr. med., Basel

Die Persönlichkeit und der Alpinist

Nicht nur auf dem Gebiet der medizinischen Forschung und als Kliniker erbrachte Georges Hartmann hervorragende Leistungen. Auch die Berge waren ihm stets ein Lebensraum, der ihn immer wieder zu maximalen Anstrengungen und kühnsten Herausforderungen zwang. Nur unter diesen Voraussetzungen war es ihm möglich, mit einer Equipe durchtrainierter Bergsteiger den von Prof. Stähelin bereits erwähnten «Alpinen Hochleistungstest» durchzustehen.

Die Grundlagen zu seinen Kenntnissen der besonderen Verhältnisse im Gebirge erwarb sich Georges bereits als 15-Jähriger in einem Vorunterrichtslager im Berninagebiet. Auf Ski- und Klettertouren mit Freunden im gesamten Alpenraum konnte Georges immer wieder neue geographische, klimatologische und gebirgstechnische Kenntnisse erwerben. Die vielfältigen Eindrücke bildeten einen wohltuenden Ausgleich zu den Anforderungen des Studiums, seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seiner Assistenten- und Cheflaufbahn. Aus den Erlebnissen in der Bergwelt hat er die ganze Kraft geschöpft, um auch den Menschen in unterentwickelten Ländern helfen zu können. Ein sprechendes Beispiel hiefür bildet sein Einsatz für das IKRK in Nepal 1961. Es galt Standort, Zahl und Gesundheitszustand der Tibeter-Flüchtlinge zu ermitteln. Um diese Aufgabe zu lösen, unternahm er einen strapaziösen Marsch durch weite Gebiete von Nepal (gegen 1000 km) und über viele mehr als 4000 m hohe Pässe. Die extremen Schwierigkeiten – mit dem Zurückbleiben der Träger, einer Sehnenscheidenentzündung und schliesslich einer schweren Hepatitis – brachten auch Georges an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Der Gedanke an einen bis anhin unbestiegenen Gipfel nördlich des Dhaulagiri liess ihn aber danach nicht mehr los. Schliesslich am 10. Mai 1969 gelang ihm zusammen mit drei Schweizer Freunden die Erstbesteigung seines Traumberges, dem Tukuche Peak.

1970 übernahm er vom Schweizerischen Roten Kreuz einen neuen Auftrag in Peru: Es galt zu ermitteln, wie im Anschluss an das schwere Erdbeben von Jungay die schweizerischen Geldspenden eingesetzt werden konnten. Auf Grund der 1965 anlässlich einer Anden-Expedition erworbenen Kenntnisse über diese Region erfüllte Georges Hartmann alle Voraussetzungen für diese Aufgabe. In den folgenden Jahren kehrte er noch zwei Mal dorthin zurück, konnte er doch den alpinistischen Herausforderungen nicht widerstehen (Cordillera Blanca, Punta Ishinca). Neben den Anden blieb Georges dauernd dem Khumbu im Everestgebiet verbunden, im besonderen durch die Freundschaft mit der Familie seines Sherpa-Begleiters vom Tukuche Peak. Dank der moralischen und finanziellen Unterstützung aus der Schweiz war es dem gehörlosen Sohn gelungen, in Namche Bazar eine der besteingerichteten und schönsten Lodges mit einem Sherpa-Kultur-Museum zu errichten. Georges war es zum letzten Mal im Jahr 2000 vergönnt, zusammen mit seiner Gattin Serena noch einmal diese ihm so vertraute Gegend und die befreundete Familie aufzusuchen.

Meine eindrücklichsten Bergerlebnisse sind mit dem Namen Georges Hartmann verbunden. Während vieler Jahre organisierte er zusammen mit Serena und unserem Freund Alfred Hitz unvergessliche Frühlings-Tourenwochen. Als Stützpunkte dienten uns anfänglich Clubhütten, später eher gemütliche Gasthäuser in einem Bergdorf. Abseits des Rummels der Skipisten folgten wir Georges auf seinen ideal angelegten Spuren im Schnee, wobei wir beruhigt annehmen durften, dass der Lawinensituation immer gebührend Rechnung getragen wurde. Galt es die letzten Meter zum Gipfel kletternd, vielleicht mit Steigeisen über vereiste und schneebedeckte Steinblöcke zu bewältigen, erwies sich Georges stets als kompetenter Seilschaftsführer. Eine faszinierende Rundsicht belohnte jedes Mal die Mühen des Aufstieges. All diese beeindruckenden Gipfelerlebnisse mit anschliessenden Abfahrten durch stiebenden Pulver- oder in der Sonne glänzenden Firnschnee – im Silvrettagebiet, in den Öztaler Alpen, aber auch rund um die Alpenübergänge des grossen St. Bernhard, Albula, Flüela, Septimer, Julier und Oberalp – sind dein Verdienst. Hab herzlichen Dank dafür.

Werner Hägler,
Dr. med. et med. dent., Basel

Grytzko Mascioni: Schriftsteller und Kulturvermittler (1936–2003)

Grytzko Mascioni wurde am 1. Dezember 1936 in Villa di Tirano (Italien) geboren und war Bürger von Brusio. Er verbrachte seine Jugend im Puschlav, Engadin und im Veltlin. Nach dem Universitätsstudium in Mailand am Liceo St. Carlo war er massgeblich am Aufbau der Televisione Svizzera Italiana (TSI) beteiligt (1961 bis 1991); ausserdem leitete er die «Gazzetta ticinese» und das Istituto di cultura italiana in Zagreb. Von 1998 bis 2001 war er Mitglied des Centro Studi avanzati sul Mediterraneo in Dubrovnik. Grytzko Mascioni ist nach langer Krankheit am 12. September 2003 in Nizza gestorben.

Der Südbündner Autor Grytzko Mascioni galt als einer der bedeutendsten Schriftsteller der italienischen Schweiz. Sein umfangreiches Werk war weit über die Landesgrenze hinaus bekannt. Im Jahre 2000 hat ihn die Schweiz mit dem Grossen Schillerpreis geehrt. Für die Südbündner war der im Jahre 1936 im Veltlin geborene und im Puschlav aufgewachsene Mascioni längst ein bedeutender Vertreter ihrer Sprache und Kultur.

Grytzko Mascioni selbst war sich seiner Rolle als Kulturvermittler bewusst und nutzte auf seinen Reisen im Ausland immer wieder die Gelegenheit, auf das literarische Schaffen in seiner Heimat aufmerksam zu machen. In den sechziger Jahren war er massgebend am Aufbau des italienischsprachigen Senders des Schweizer Fernsehens beteiligt. Danach war er als Kulturbeauftragter und freier Schriftsteller unterwegs. Er ist immer sehr eng verbunden geblieben mit seiner «kleinen rätischen Heimat», denn, so Mascioni, «mein Schicksal als Mensch und Schriftsteller hat von Anfang an und für immer hier seinen Lauf genommen». Ihn deswegen als einen Heimatschriftsteller zu bezeichnen, wäre aber verfehlt, denn als Weltbürger ist Mascioni viel gereist und von jedem Ort, den er besucht hat, ist etwas in seinem Werk haften geblieben. «Alles was zur Isolation tendiert, hat den Geschmack des Gefängnisses», bemerkte er in einem Fernsehinterview. Dieser Drang zur Öffnung, diese Neugier nach dem, was sich jenseits unseres Erfahrungshorizonts abspielt, hat einen immer grösseren Einfluss auf sein literarisches Schaffen genommen. Der Sammelband *Poesia 1952–1982* bietet eine ausgiebige Auswahl von Gedichten, welche die verschiedenen Etappen seines Schaffens dokumentieren. Es fällt dabei auf, dass zwar einige grundlegende Themenstellungen zyklisch wiederkehren, diese aber dank formalen und inhaltlichen Variationen immer wieder neu angegangen werden.

Bereits in der ersten Gedichtsammlung, *Vento a primavera* (1953), treten zwei wichtige Elemente Mascionis Dichtkunst in den Vordergrund: der tief sitzende Pessimismus und das Verlangen nach einer Ablenkung, die, ganz nach klassischer Manier, vorzugsweise in der Natur und in der Kunst zu finden ist.

Von seinem pessimistischen Empfinden bedrängt, konfrontiert sich Mascioni mit dem Problem des materiellen und geistigen Konsumverhaltens und schlägt gegen den «wunderbaren Verschleiss» Alarm. Stark bedeutungsträchtige Bilder finden Eingang in seine Dichtung. Gehobene Modelle aus der italienischen Tradition der Klassik passen sich dem Sprechstil an und werden auf die neuen Themenstellungen abgestimmt.

Die Sammlung *Reise nach Montreux* (1963) ist der Thematik der Grenze gewidmet. Als Gegenpol zur kosmopolitischen Öffnung erkennt man in vielen Gedichten den Wunsch, neue Anhaltspunkte zu finden. Nach der 68er-Bewegung verspürt Mascioni den Drang, eine Zwischenbilanz zu ziehen, um auf die Banalisierung der Mythen, die Tendenzen der Massenkultur und den Zerfall der literarischen Sprache reagieren zu können. Massgebend für diese Phase ist die Sammlung *I passeri di Horkheimer* (1968). *Mister Slowly e la rosa* aus dem Jahre 1979 stellt nach den Worten des Autors «ein Tagebuch aus dem Leben eines Menschen unserer Zeit» dar und zeichnet sich durch eine nüchterne Auseinandersetzung mit den existentiellen Fragen der Moderne aus.

Die achtziger Jahre sind von der Sammlung *La vanità di scrivere* (1986–1990) gekennzeichnet, welche die strahlende Welt der mediterranen Kultur zum Thema hat. Die Schauplätze sind Griechenland und die Kanarischen Inseln, Dubrovnik und Kairo. In dieser Lyrik löst sich die Gegenwart in der Welt der Antike auf. Die Auseinandersetzung mit der mediterranen Kultur bleibt fortan ein tragendes, literarisches Element. In der griechischen Antike ortet Mascioni die Wiege der abendländischen Kultur und fordert zugleich von der heutigen westlichen Gesellschaft ein neues Bewusstsein der eigenen kulturellen Wurzeln.

Kurz vor Mascionis Tod hat der renommierte italienische Verlag Bompiani eine Neuausgabe seiner «kreativen Biographie» *Saffo di Lesbo* herausgegeben. Im Vorwort spricht der Autor von seinem Versuch, der alten griechischen Welt neue Bedeutung zu verleihen. Auf dieses kulturelle Erbgut gelte es Bezug zu nehmen, wenn das in seinen Grundwerten erschütterte westliche Bewusstsein nicht einen endgültigen Schiffbruch erleiden soll. Was mit den Ereignissen vom 11. September 2001 plötzlich zum Thema wurde, hatte Mascioni schon längst in seinem literarischen Schaffen thematisiert, und dies obwohl ihm viele vorwarfen, ein von der Realität losgelöster Schöngeist zu sein. Mascioni war vielmehr ein Intellektueller, der sich der Auseinandersetzung mit brisanten Fragen nicht entzog. Im Hörspiel *La strega Orsina* etwa, aus dem Jahre 1981, greift er das historische Thema der Hexenjagd auf und stellt dabei geschickt den Bezug zu den totalitären Tendenzen des 20. Jahrhunderts her.

Mit den neunziger Jahren finden dann Krieg, Gewalt und Tod in Mascionis Werk Eingang. Sein langjähriges Wirken in Zagreb und Dubrovnik bringen ihn

mit den Kriegsschauplätzen Ex-Jugoslawiens in Kontakt. *Ex Illyrico tristi* (1994) ist die Sammlung, in der sich Mascioni mit der Gewaltbereitschaft des Menschen auseinandersetzt. Sein Auge richtet sich auf die von Krieg und Verwüstung geplagten Städte des Balkans. Er zeigt sich solidarisch mit den Vertriebenen, kämpft für die menschliche Würde und erhebt Protest gegen die Heuchelei der Machthaber. Der Bezug zur Aktualität bleibt fortan bestehen. *Puck,* der Roman aus dem Jahre 1996, vervollständigt dieses Bild der nüchternen Entrüstung. In einem zweideutigen autobiografischen Stil rechnet Mascioni mit unserem Jahrhundert ab und schildert bravourös die Stimmung der Jahrtausendwende.

Mascionis zuletzt in Graubünden veröffentlichter Text geht auf das Jahr 2002 zurück und ist in der Anthologie *Maremonti* in der Reihe *Scala* zu finden. Darin berichtet Mascioni unter dem Titel *Geo-Grafie* von seinen «inneren» Reisen im Mittelmeergebiet und lässt, wie so oft, verschlüsselte autobiografische Elemente in den Text einfliessen. Er bezeichnet sich als einen «Mann, der sich mit der kurzen Zeit, die ihm zu leben bleibt, auseinander setzt». Das Leben bleibt für ihn bis zuletzt ein «Abenteuer», das kritisch und mit einer gewissen Ironie in Literatur umgesetzt werden muss.

Mascionis letztes Werk, die Gedichtsammlung *Angstbar* (2003), kommt einem literarischen Testament gleich. Mit schmerzhaftem Bewusstsein verarbeitet er unter anderem das tragische Problem der Alkoholabhängigkeit, aber wie schon in früheren Werken auch den Balkankrieg. Mascioni zieht Bilanz und kommt dabei zu einem bitteren Schluss: Es gibt keinen Limus, es wird nie einen geben, der Mensch kann sich nur danach sehnen. *Angstbar* ist wuchtig und zart zugleich, hart und tragisch, der Beweis dafür, dass wer intensiv fühlt, auch viel leiden muss. Und trotzdem: neben den düsteren Tönen und der Vorahnung des Todes, sickert in *Angstbar* eine «tristezza felice» durch, eine glückliche Traurigkeit, wie sie Antonio Tabucchi bezeichnet, eine stoische und zum Teil auch ironische Einstellung zu Schmerz und Tragik.

Schon vor seinem Tod war Mascioni in der italienischen Schweiz zum Klassiker avanciert. Es wäre an der Zeit, sein Werk ins Deutsche zu übersetzen, damit auch die deutschsprachige Leserschaft ihn endlich entdecken kann.

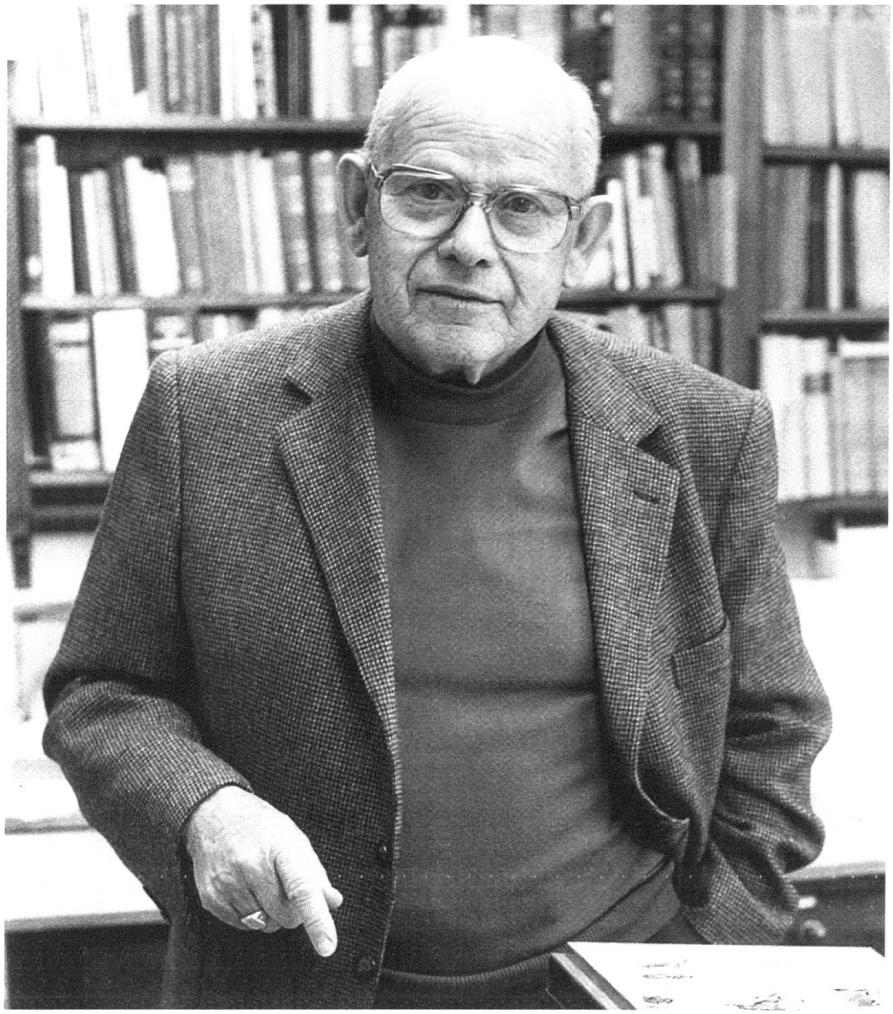
Vincenzo Todisco
Lic. phil., Rhäzüns

Ritu, polena

la grande anestesia che spegne il cielo
scala nel cubicolo ospitale
ove il tempo si affloscia: luci vaghe
di là dalla vetrata alzata in volo
incamano la saga di un'esangue
fine del mondo. E sappi che è un nonnulla
lo strappo atteso: tu che vai nel sole
incorderai le bizze dei delfini,
orso polare, i passeri d'Apollo,
delfi e il castello nerofumo a Praga,
ogni tratto di strada. Ancora a lungo
arò con te come il foulard che svola
al collo nella breva che il profilo
carezza genitle: e tu, polena,
angi altro mare, vai,
on ti voltare.

L'Archet, 20.8.2003, Mascionis letztes Gedicht)

Dr. Adolf Nadig-Weber (1910–2003)



(Foto Peter de Jong, 1981)

Unermüdlich hat sich Adolf Nadig für seine Mitmenschen und die Natur eingesetzt. Eine grosse Ehrfurcht vor dem Leben prägte seine Arbeit. Mit seiner vielseitigen Begabung, seinem Organisationstalent und seiner grossen Arbeitskraft versuchte er seine Schüler und Mitarbeiter verständnisvoll zu fördern und die Natur gründlich zu erforschen. Viele glückliche Umstände halfen mit.

Am 21. Januar 1910 wurde Adolf Nadig in Mailand geboren, wo sein Vater eine Speditionsfirma leitete. Mailand! Von hier stammten seine grosse Liebe zu Italien und sein perfektes Italienisch. Trotz Weltkrieg erlebte er zusammen mit seinem älteren Bruder Albert eine glückliche Bubenzeit. 1921 zog die Familie nach Chur, wo sich Adolf Nadig senior bald politisch und kulturell als Stadtpräsident, Grossrat, Regierungsrat und Nationalrat sehr aktiv entfalten konnte. Adolf besuchte, wie schon sein Vater, das Gymnasium der Bündner Kantonsschule bis zur Maturität 1928. Neben anregenden Lehrern weckte vor allem sein naturwissenschaftlich interessierter Vater den Forscherdrang des jungen Gymnasiasten. Schon zur Schulzeit machten sie zusammen ausgedehnte Exkursionen in den Alpen und im Mittelmeergebiet und sammelten dabei systematisch Bienen, Wespen und Heuschrecken – alles wichtige Grundlagen für das folgende Studium an der Universität Zürich.

Nach der Matura absolvierte er ohne Unterbruch alle militärischen Schulen bis zum Leutnant. Seine Militärkarriere – mit viel Aktivdienst – beendete er als Oberst und Stabschef der Gebirgsbrigade 12.

Durch das Studium in Zürich wurde seine Liebe zu den Insekten weiter gefördert. In dieser Zeit war er auch drei Semester Assistent am Entomologischen Institut der ETH. Dazu studierte er je zwei Semester in Wien und Montpellier beim Churer Botaniker Braun-Blanquet. Weitere grosse Sammelreisen mit dem Vater auf Inseln im Mittelmeer und sogar nach Nordafrika gaben Übersicht und Erfahrung. Trotz aller Weltoffenheit zog es ihn aber schon damals ins Engadin, um von 1934 bis 1937 im Schweizerischen Nationalpark eine umfangreiche, hervorragende Dissertation über die Hydrobiologie der Quellen

auszuführen. 260 Tage verbrachte er in der unberührten Welt des Parkes und untersuchte bei seinen ökologischen Arbeiten vor allem die Insekten.

Nach dem Studium zog es ihn wieder zurück in die Bündner Alpen. Hier fand der Wissenschaftler und Naturfreund Anregungen, Untersuchungsobjekte und Naturgenuss. Von 1938 bis 1945 war er Biologie- und Chemielehrer an der Kantonsschule in Chur. Dann folgten dreissig Jahre als Rektor des Lyceum Alpinum in Zuoz, und 1975 – nach der Pensionierung – kam er wieder zurück nach Chur. In diesen drei Lebensabschnitten konnte er seine grossen Fähigkeiten ideal verwirklichen.

1943 verheiratete sich Adolf Nadig mit Annie-Marie Weber aus Chur. Schon 1945 wurden die beiden als Leiterehepaar an das Lyceum Alpinum in Zuoz berufen. Eine gewaltige Aufgabe, die sie zusammen dreissig Jahre vorzüglich meisterten. Ihre vier Töchter Ursina, Silvia, Anita und Claudia wuchsen im regen Schulbetrieb auf. Nur die Ferien erlaubten ein ruhigeres Privatleben. Anfänglich zog die Familie ins Mittelmeergebiet. Natürlich an Orte, wo auch interessante Heuschrecken lebten! Später bauten sie sich am oberen Comersee bei Dorio ein wunderschönes Ferienhaus mit einzigartiger Fernsicht und einem grossen, mehrstufigen Garten direkt über dem Wasser. Der «Vesgallo» war ein Ort der Erholung, der Entspannung, der Begegnung mit Freunden und Mitarbeitern und der erfrischenden Gartenarbeit. Zehn Tage vor seinem Tod konnte Adolf Nadig sein geliebtes Paradies noch einmal besuchen! Die Familie vergrösserte sich, und acht Enkel und vier Urenkel machten ihren gütigen Grosseltern und Urgrosseltern viel Freude.

Adolf Nadig war ein sehr guter Lehrer, ein begeisternder Erzähler und ein Meister im Vortragen seiner umfassenden Erkenntnisse. Streng und präzis, immer mit dem Ziel, Staunen und Ehrfurcht vor dem Leben zu wecken. Nach dem Krieg brauchte es für die Leitung der grossen Schule mit Internat noch zusätzliche Anstrengungen für das junge Paar. Die deutschen Schüler mit finanziellen Schwierigkeiten wurden nicht weggeschickt, sondern integriert. Der Rektor fand eine gute Lösung. Daher erhielt Zuoz bald auch die Anerkennung für das schuleigene deutsche Abitur. 1985 wurde dem ehemaligen Schulleiter als Dank das Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland überreicht. Das Lyceum wuchs, neue Gebäude wurden gebaut, sogar ein Konvikt. Adolf Nadig und seine Frau prägten den Geist der Schule. Immer waren sie offen für die Anliegen von Schülern und Angestellten, und immer waren sie bereit, so viel wie möglich zu helfen. Aus einem Institut für Söhne reicher Eltern entwickelte sich eine weit herum anerkannte Talschule mit einem sehr guten Ruf.

Die Voraussetzungen für Adolf Nadigs wissenschaftliche Leistungen waren sehr günstig: Naturbegeisterung, der Vater ein erfahrener Insektenkenner, Exaktheit, leidenschaftliche Arbeitskraft und eine biologisch anregende Umgebung. Schon in der Schule spezialisierte er sich auf Heuschrecken (Orthopteren). Er war erst einundzwanzig, als seine «Orthopterenfauna Graubündens» erschien. Zielstrebig sammelte er weiter. Zuerst mit dem Vater, später oft auch mit seiner Frau, einer der vier Töchter oder der treuen Sekretärin Ursula Kroseberg: in Italien, auf einigen Mittelmeerinseln, in Jugoslawien, Südfrankreich, Spanien, Kleinasien, Tunesien, Algerien, Marokko und immer wieder im ganzen Alpenraum. Eine riesige, perfekte, weltberühmte Sammlung entstand. «Von hervorragender Qualität und wissenschaftlichem Wert, ein wahres Prunkstück», lautet das Urteil von Professor W. Sauter, ehemals Konservator der Entomologischen Sammlung der ETH. Von ungefähr 800 Heuschreckenarten sammelte Adolf Nadig immer viele Exemplare, d.h. ganze Serien, um die Variationsbreite zur genauen Definition der Arten bestimmen zu können. 1978 hat er seine Heuschrecken mit allen Unterlagen und Büchern dem Muséum d' histoire naturelle in Genf testamentarisch vermacht. 23 Jahre konnte er die Sammlung noch erweitern und intensiv nutzen. Am 30. Oktober 2001 wurden 1144 nochmals überarbeitete Insektenkisten mit über 100 000 Tie-

ren von der Weinbergstrasse in Chur nach Genf transportiert. Das grosse Lebenswerk war vollendet.

Seine Sammlung war nicht Selbstzweck. Mit seiner aussergewöhnlichen Artenkenntnis versuchte er immer allgemein wichtige biologische Probleme zu lösen. Er verglich, zeichnete, vermass, fotografierte und formulierte seine Ergebnisse präzis und reich illustriert in vielen umfangreichen Publikationen. Er hat neue Arten beschrieben und Unterarten unter Berücksichtigung ihrer Variationsbreite voneinander getrennt. Es gelang ihm, die Wanderung einiger Heuschrecken aus den eisfreien Refugien der letzten Eiszeit in die Alpentäler zu rekonstruieren. Der genaue Beobachter konnte auch feststellen, dass sich in getrennten eisfreien Lebensräumen durch geographische Isolierung neue Unterarten entwickelt haben. An Heuschrecken lässt sich aber nicht nur die Evolution nachweisen. Sie sind auch vorzügliche Umweltzeiger. Adolf Nadig war schon ein erfahrener Ökologe, als sich nur wenige mit Ökologie beschäftigt haben. Er hat beim Sammeln immer auch die genauen Lebensbedingungen registriert. Mit grossem Einsatz hat er sich daher stets für die Umwelt und den Naturschutz eingesetzt. Viele Jahre war er Mitglied der 1946 geschaffenen amtlichen Natur- und Heimatschutzkommission des Kantons Graubünden.

1960 regte ihn die «wilde Urwüchsigkeit» des Unterengadins, das – nach seinen Worten – «zu den schönsten Tälern der Schweizer Alpen» gehört, zu einem einzigartigen ökologischen Langzeitprojekt an: bei Ramosch-Resgia und San Niclà-Strada wurden 17 Untersuchungsflächen von verschiedenen Wissenschaftern bearbeitet. Adolf Nadig war Projektkoordinator und treibende Kraft. Als Resultat der fast vierzigjährigen Anstrengungen sind 25 Arbeiten von 26 Autoren publiziert worden. Die «Ökologischen Untersuchungen im Unterengadin» erschienen als Band 12 in der Reihe der «Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen im Schweizerischen Nationalpark», wo übrigens auch seine Dissertation 1942 publiziert worden war.

Mit besonderer Liebe – Jahrzehnte lang – erforschte er «Die Verbreitung der Heuschrecken (Orthoptera: Saltatoria) auf einem Diagonalprofil durch die Alpen (Inntal-Maloja-Bregaglia-Lago di Como-Furche)». Es ist eine wunderbare, umfangreiche biologische Heimatkunde des Engadins und seiner anschliessenden Talabschnitte mit viel Ökologie, Botanik (von W. Trepp) und Physiographie (von W. Schweizer), erschienen im Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden, Band 106, 2. Teil, (1991).

Schliesslich sei hier noch auf die Reihe «Documenta Faunistica Helvetiae» hingewiesen. Im Band Nr. 16 «Atlas de Distribution des Orthoptères de Suisse» hat er mit Philippe Thorens eine riesige Datenmenge – zum grössten Teil von ihm selber gesammelt – auf 236 Seiten sehr übersichtlich zusammengestellt. Nur wenige seiner über 70 Publikationen wurden hier erwähnt. Die umfangrechsten erschienen nach (!) seiner Pensionierung.

Seine grossen wissenschaftlichen Leistungen wurden im Laufe der Jahre mit vielen Ehrungen belohnt: 198 mit dem Bündner Kulturpreis 1983 mit der Ehrenmitgliedschaft der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft, 1991 mit der Fabricius Medaille der Deutschen Gesellschaft für allgemeine und angewandte Entomologie, 1999 mit der Ernennung zum korrespondierenden Mitglied des Genfer Natur-Museums.

Nach dem Studium musste sich Adolf Nadig für die akademische Laufbahn oder den Beruf eines Mittelschullehrers entscheiden. Am Ende seines langen, arbeitsreichen und wirklich erfüllten Lebens war er überzeugt, dass er beide Ziele verwirklichen und harmonisch miteinander verbinden konnte. Dankbar durfte er auf den Abschied warten. – Der Tod kam sanft und leise. Nach drei Tagen im Spital Thusis – immer umgeben von jemandem aus seiner Familie – ist er am Morgen des 26. Dezember 2003 friedlich eingeschlafen.

Erwin Steinmann
Dr. phil., Chur

Grossrätin Riccarda Suter-Veraguth (1947–2004)

Lebenslauf

Geboren am 18.11.1947 in Chur als Tochter des Richard und der Silvia M. Veraguth-Schlumpf. Aufgewachsen in Chur, gestorben am 13.1.2004 in Chur. Besuch der Bündner Kantonsschule 1960–1967. Studium der Medizin an der Universität Zürich bis zu ihrer Heirat mit Paul Suter 1970. Nebentätigkeit am Kantonsspital in der Pathologie. Mitglied der FDP, Präsidentin der FDP Chur, Vizepräsidentin der FDP Graubünden seit 1997, Präsidentin des Ausschusses Kultur und Bildung der FDP Graubünden. Politische Mandate: 1987 Wahl in den Schulrat der Stadt Chur, Amtszeit von 1988 bis 1996. Mitglied des Grossen Rates seit 1994 als Vertreterin des Kreises Chur. Am 1.1.1994 Wahl zur Ratsdame der Bürgergemeinde Chur, Vizebürgermeisterin auf 1.1.2003. Seit 2000 Mitglied der grossrätlichen Geschäftsprüfungskommission. Gründungsmitglied und Präsidentin des Vereins Kinderkrippe Wigwam seit 2001. Stiftungsratsmitglied der Rettungsanästhesie (Realü) 1990–2002, ab 1993 Präsidentin. Delegierte der Stadt Chur für den GEVAG (Gemeindeverband für Abfallentsorgung in Graubünden).

P. M.

Eigentlich ist es zu kühl, um draussen zu sitzen. Wir behalten deshalb unsere Jacken an. Es ist Frühling 2003. Die Krankheit zeichnet sie schon. Viel zu mager die Handgelenke, der Hals. Dennoch ist sie schön. Dunkles, glänzendes, langes Haar, blaue Augen, strahlendes Lächeln. Meinen Brüdern, damals in den sechziger Jahren an der Kantonsschule, war sie wohlbekannt und von vielen begehrt. «Weisst du, wir haben bei der schönen Riccarda Veraguth halt keine Chancen», sagten sie als Halbwüchsige und zuckten die Achseln.

Sie wohnte, wie wir übrigens auch, in Chur im Loëquartier. Wir kannten ihre jüngere Schwester Silvia und unsere Eltern waren Kunden im Möbelgeschäft Veraguth an der Quaderstrasse. Es war uns deshalb auch bekannt, dass Riccarda nach der Matura im Jahr 1967 ein Medizinstudium an der Uni in Zürich aufnahm.

«Warum hast du damals das Studium eigentlich abgebrochen?», frage ich sie, als wir die geschäftlichen Belange der Kinderkrippe Wigwam, deren Präsidentin sie war, besprochen hatten. «Ach weisst du, wie es so geht im Leben, ich habe den Mann meines Lebens getroffen. Er ist ein Stück älter als ich und so musste ich mich halt entscheiden, Familie oder Beruf. Ich habe mich für die Familie und vor allem für Kinder entschieden und ich habe es nie bereut. Wenn ich mich auch manchmal frage, wie es herausgekommen wäre, wenn ich damals 1970 nicht Paul geheiratet hätte.» Sie lacht und fährt fort: «Meine Tochter Andrea und meine Söhne Gian Paul und Franco Riccardo haben mir viel Freude bereitet. Sie kommen fast jedes Wochenende nach Hause, zusammen mit ihren Freunden. Wir haben dann jeweils Fullhouse, ich habe gerne Gäste, ich koche sehr gerne, ich decke eine schöne Tafel... könnte ich nochmals wählen, ich würde mich genau gleich entscheiden.»

Es ist ungefähr ein Jahr her, als sie mich fragte, ob ich die Leitung der Sitzung um 14.00 Uhr für sie übernehmen könnte. Als ich zum vereinbarten Termin eintreffe, sitzt sie zu meiner Überraschung am Tisch und erklärt: «Ich muss in einer halben Stunde zum Arzt. Ich habe gedacht, ich informiere dich noch schnell und bringe dir ein paar Unterlagen.» «Ist es etwas Ernstes?» «Das kund denn us!», sagts, lächelt, nimmt die nun leere Mappe, verabschiedet sich und geht. – Das Resultat der Untersuchung war niederschmetternd. Niederschmetternd für

uns alle im Frauen Serviceclub Zonta Chur Area, wo sie gern gesehenes Mitglied und die Gründungspräsidentin war. Sicher hätte sie ihre schwere Krankheit gerne für sich behalten. Aber das wäre weder im Grossen Rat, wo sie seit 1994 den Kreis Chur vertrat, noch im Bürgerrat, wo sie im Jahr 2003 auch noch Vize-Bürgermeisterin wurde, zu verheimlichen gewesen.

Wir plaudern noch ein bisschen, an diesem Vorfrühlingstag in der zu kühlen Gartenwirtschaft, und ich wusste damals nicht, dass es unsere letzte Plauderei sein sollte.

Wir hatten nicht immer die gleichen Ansichten, aber – ich habe es selber erlebt und das bestätigen mir auch ihre Parteikollegen – sie hat jedem aufmerksam zugehört und hat die Grösse gehabt, auch einmal ihre Meinung zu korrigieren, wenn die Argumente wirklich überzeugend waren. Daraus zu schliessen, sie hätte ihre Meinung nach dem Wind gedreht, wäre jedoch grundfalsch. Sie konnte durchaus sehr hartnäckig sein im Verfolgen ihrer Ziele.

In der FDP, wo sie auch das Präsidium der FDP Chur innehatte, hat Riccarda sich unter anderem eingesetzt für die Belange der Frauen. Für gleiche Bildungschancen, und dass sie später nicht aus dem Berufsleben völlig ausgeschlossen werden, wenn Kinder zu betreuen sind. Sie hat sich in den Schulrat wählen lassen, hat gekämpft für einen Mittagstisch für die Schüler, für Tagesfamilien, sie hat für Blockunterricht an den Schulen plädiert, die Kinderkrippe Wigwam ins Leben gerufen. Besonders stark hat sie sich als Schulrätin für die Töchterhandelsschule eingesetzt, deren Übergabe an die Kantonsschule sie bedauert hat. Dies alles, obwohl sie selbst in ihrer Rolle als Mutter voll aufgegangen ist und sich erst nachdem die Kinder gross genug waren, als Politikerin engagiert hatte. Jedoch hatte sie sich immer auch einfühlen können in Frauen, für die die Vereinbarkeit zwischen Beruf und Familie überlebensnotwendig ist, und in solche, welche ihren erlernten Beruf trotz Familie weiterführen wollen. Als überzeugte Freisinnige ist sie im Jahr 1997 Vizepräsidentin der FDP Graubünden geworden.

Jedoch heute, im fröstligen Gartenrestaurant, kommt das alles nicht zur Sprache, wir unterhalten uns privat, über die Schwierigkeit, Beruf, Mann, Familie und Haushalt, dies alles unter einen breitkrempigen, farbigen und fröhlichen Sonnenhut zu bringen. Auch über die Vorwürfe der Gesellschaft an die Frauen, die das neue Rollendenken vertreten und leben. Wir lachen und sind uns einig, es gibt noch viel zu tun.

Gegen Abend sehe ich sie nochmals über die Plessurbrücke vor dem Bürgerratshaus gehen. Sie schleppt eine schwere Mappe. Sie macht kleine, langsame, fast tastende Schrittchen. Sie sieht mich nicht, im Auto, und ich habe noch ihre optimistischen Worte im Ohr: «Im Sommer gehe ich kuren, du wirst sehen, da werde ich viele Kräfte sammeln und dann arbeiten wir weiter.» Gerne lasse ich mich von diesem Optimismus anstecken.

Wir hatten danach, in den Monaten bis zu ihrem Tode, nur noch kurze und vereinzelte Kontakte. Ihre Worte am Telefon tönten jedoch immer noch heiter, optimistisch. Dem diametral entgegen stand die schwache Stimme, und ihre Unterschrift, die sie unter die ihr gesandten Dokumente setzte, wurde immer zittriger.

Im Herbst steige ich an einem wunderschönen Tag im Wald bergauf, farbiges, lichtdurchstrahltes Herbstlaubdach, das Bächlein glitzert und murmelt zu meinen Gedanken. Ich gehe den steilen Pfad hinauf und mein Hund lacht mit dem ganzen Körper. «Ach, hör doch auf mit diesen Jubelrunden, ich fühle mich bleischwer und mag mich nicht freuen wie du. Ich bin traurig, weil ich an die tapfere Riccarda denken muss, die mit jedem Tag dem Tod einen Schritt entgegen geht und nie klagt.»

Ich entsinne mich unserer letzten Begegnung: «Sag mal», fragte ich, als wir im Auto nach Hause fuhren, «du weisst doch wie es um dich steht, warum lässt du dir das alles aufladen?» «Ich kann nicht anders, ich nehme einen Tag um den anderen,

mache immer das beste daraus und erledige so viel ich mag und kann. Am besten geht es mir, wenn ich nützlich sein kann.»

Im Fond des Autos lagen Mappen. Eine Mappe für die grossrätliche Geschäftsprüfungskommission, eine für den GEVAG (Gemeindeverband für Abfallentsorgung in Graubünden), eine für die Kinderkrippe Wigwam. Ich kenne ihre Arbeitsweise aus eigener Erfahrung, immer gut vorbereitet, immer ordentlich alle Unterlagen beisammen, keine Entscheidung überstürzen und fleissig in der Ausführung, wenn etwas dann beschlossen war. «Schaffst du das?», frage ich, als ich ihr mit den Mappen helfe. «Ja, sicher, erstens helfen mir alle so lieb und zweitens, weisst du, es tut mir einfach gut, wenn ich abgelenkt bin und viel arbeiten kann.»

Und das zieht sie voll durch und lässt sich selbst schon wieder von ihrer Hoffnung auf neue, bahnbrechende Therapien anstecken. Bis diese Hoffnung von der Realität eingeholt wird, als auf der letzten Innenseite in der «Südostschweiz» der schwarz umrandete Text erscheint: «und teilen ... mit dass, Riccarda Suter-Veraguth ... geboren 18. Nov. 1947 gestorben am 13. Jan. 2004 ... Traueradresse ...» – ‹Ja, jetzt hast du ausgelitten. Das ist gut für dich, und wir, wir müssen uns einrichten ohne die grosse Kämpferin.›

Halt, am Beispiel Riccarda können wir uns halten. Sie hat gelebt nach der Devise von Martin Luther: «Und wenn ich wüsste, dass die Welt morgen untergeht, ich würde heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.» Riccarda hat uns viele Apfelbäumchen gepflanzt. Wir müssen diesen nur Sorge tragen und dann werden sie uns reichlich Früchte tragen. In der Churer Martinskirche nehmen wir Abschied. Da sagt einer leise: «Luag amol, do isch jo dia ganz Bündner Prominenz awesend!» Ich blicke in der überfüllten Martinskirche in die Runde, stimmt!

Marianne Manzanell

Johann Rudolf von Albertini-Bisaz (1923–2004)

Am 24. Februar 2004 verstarb in Fürstenau nach längerem Leiden, jedoch unerwartet, der international hochgeschätzte Historiker und Hochschullehrer Rudolf von Albertini. Er stand im 81. Altersjahr. Professor von Albertini hatte seit seiner Emeritierung 1987, in der letzten Zeit zunehmend zurückgezogen, in Dusch im Domleschg und in den letzten Monaten im Altersheim Fürstenau gelebt. Rudolf von Albertini, Bürger von La Punt und Angehöriger einer alten Bündner Aristokratenfamilie, war während Jahren in Graubünden öffentlich in verschiedenen Funktionen tätig.

Ein Forscherleben

Rudolf von Albertini wurde am 28. August 1923 in Zürich

geboren. Sein Vater, Jurist, war Leiter einer internationalen Transportfirma und Offizier der Schweizer Armee, der es bis zum Obersten im Generalstab brachte. Die Mutter stammte aus der Winterthurer Industriellenfamilie Bühler. Rudolf von Albertini wuchs in Zürich auf, wo er 1942 die Matura bestand. Damals interessierte sich der nach seinen eigenen Angaben «mittelmässige» und eher «unruhige» Schüler vor allem für seine Freizeitbeschäftigungen, aber auch für Philosophie, Geschichte und militärische Fragen. Nach der Mittelschule leistete er von 1943 bis 1945 Militärdienst als Artillerist. Nach dem Krieg folgten zwei Semester Rechtswissenschaften und danach das Studium der Geschichte an der Universität Zürich, das er nach einem längeren Frankreichaufenthalt mit der Dissertation *«Das politische Denken Frankreichs zur Zeit Richelieus»* 1949 bei Leonhard von Muralt abschloss. Die Zeit des Aufbruchs im Paris der Nachkriegszeit prägten ihn und begründeten wohl auch sein späteres Interesse an der Geschichte des modernen Frankreich.

Rudolf von Albertini lernte 1949 Annamengia Bisaz aus Zernez kennen. «Es war Liebe auf den ersten Blick», schreibt er in seinen Erinnerungen. «Wir haben uns nur wenige Male gesehen, im März 1950 dann aber in Oslo verlobt und im Herbst 1951 in Dusch geheiratet.»

Akademischer Lehrer

Sein nächster Schritt zu einer akademischen Karriere war – nach einem zweijährigen Forschungsaufenthalt in Rom und Florenz – die Habilitationsschrift *«Das florentinische Staatsbewusstsein im Übergang von der Republik zum Prinzipat»* (1954). Diese Studie fand internationale Beachtung und wird heute noch zitiert. Studienreisen führten ihn nach England und in die USA. In dieser Zeit versuchte der Privatdozent von Albertini in Washington an italienische Dokumente aus den Kriegsjahren heranzukommen, «die Namen von prominenten schweizerischen Persönlichkeiten und ihre angeblichen Äusserungen zu politischen Tagesfragen enthalten». Wie auch in anderen Fällen intervenierte der Chef der Abteilung für politische Angelegenheiten im EPD, Alfred Zehnder, erfolgreich bei der schweizerischen Botschaft: «Man müsse abklären, ‹wes Geistes Kind› von Albertini sei ‹und was er im Schilde› führe, weil er vermutlich ‹aktuelles und vielleicht sensationelles Material› suche, um seine Vorlesungen interessant zu machen». Tatsächlich ging es – unter dem Vorwand der Neutralitätspolitik der Schweiz – präventiv um die Verhinderung der Publikation möglicherweise unangenehmer Fakten. Rudolf von Albertini kam an die Quellen nicht heran.
(NZZ, 25.10.2003)

Rudolf von Albertini brauchte nicht lange als Privatdozent zu arbeiten, denn bereits 1957 wurde er an die Universität Heidelberg berufen, wo er sich zunehmend mit moderner Geschichte zu befassen begann. In Heidelberg war Rudolf von Albertini ein Vermittler zwischen der französischen und der deutschen Geschichtswissenschaft; er förderte auch Gastvorlesungen französischer Historiker. Die von Albertinis fühlten sich wohl in Heidelberg. «Helmut Kohl», schreibt er, «damals noch Doktorand, ass bei uns und hat die Lasagne bis heute nicht vergessen.» Auch in den letzten Lebensjahren hat er noch die Geburtstagsglückwünsche des ehemaligen Bundeskanzlers entgegennehmen können. Einer seiner Forschungsschwerpunkte wurde nun Frankreich in der Epoche der «Dritten» und «Vierten» Republik im 19. und 20. Jahrhundert: Rudolf von Albertini wurde damals zum Spezialisten für moderne französische Geschichte. Der Algerienkrieg Ende der fünfziger Jahre weckte sein Interesse an der Entkolonisierung. Das Ergebnis der Forschungen auf diesem Gebiet war eine umfangreiche Studie unter dem Titel *«Dekolonisation»* (1966), die bald den Rang eines Handbuchs erlangte und auch in englischer Sprache erschien. Ein Jahr danach konnte Rudolf von Albertini es sich leisten, einen Ruf in die USA nach Harvard abzulehnen; bereits im gleichen Jahr 1967 erhielt er einen Ruf an die Universität Zürich als Ordinarius für neuere allgemeine Geschichte. In Zürich widmete er sich in der Folge vor allem Forschungsarbeiten zur Geschichte der neu-

esten Zeit im globalen Rahmen. Die zahlreichen eigenen Publikationen, aber auch die Arbeiten seiner Schüler, begründeten Rudolf von Albertinis Reputation als Forscher von internationalem Ansehen. Er war einer der bedeutendsten Schweizer Historiker der Nachkriegszeit. Zahlreiche seiner Arbeiten gehören zum Standardrepertoire ihres Fachgebiets, so auch sein grosses Werk *«Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940* (1976). Eine ausführliche Bibliographie erschien 1983 in der Festschrift *«Dritte Welt: Historische Prägung und politische Herausforderung»*, Festschrift zum 60. Geburtstag von Rudolf von Albertini, herausgegeben von Peter Hablützel, Hans Werner Tobler, Albert Wirz (Wiesbaden 1983).

In der Zeit der studentischen «achtundsechziger Bewegung» an den Universitäten bewährte sich Rudolf von Albertini als Institutsleiter durch seine unabhängige Vermittlerrolle, die ihm bei einigen seiner Kollegen Kritik und bei den Studierenden Respekt einbrachte. Er arbeitete gerne mit seinen Studenten im direkten Gespräch; deshalb bevorzugte er als Unterrichtsform Seminarien und Kolloquien. Aber auch seine grundlegenden Vorlesungen zur Zeitgeschichte seit 1945, die schon früh als Manuskripte erhältlich waren, interessierten ein Publikum, das weit über die Studierenden der Geschichte hinaus reichte. Rudolf von Albertini trug damit viel zur Aktualisierung und Öffnung von Horizonten im Curriculum des Geschichtsstudiums an der Universität Zürich bei. Wichtig war ihm die Pflege der persönlichen Beziehungen zu seinen Schülern und Assistenten. In Deutschland und in der Schweiz schätzte man ihn als toleranten, unkomplizierten und kollegialen Lehrer. Mit vielen seiner Absolventen pflegte er Zeit seines Lebens freundschaftliche Beziehungen.

Rudolf von Albertinis Forschungen führten ihn zur Einsicht in die Probleme der weltweiten Armut und der wachsenden sozialen und politischen Gegensätze. Er engagierte sich deshalb in der Entwicklungshilfe: Von 1973 bis 1985 stand er an der Spitze der Entwicklungsorganisation SWISSAID, in dieser Funktion reiste er mehrmals nach Indien und in schwarzafrikanische Länder.

Engagierter Bündner

Bereits 1970 liessen sich Rudolf von Albertini, seine Frau Annamengia und die drei Kinder auf dem Familiensitz Dusch in Paspels nieder. Sein Interesse an Graubünden hatte eine von mehreren Wurzeln in der Familiengeschichte. 1984 liess er durch Jon Mathieu eine Familienbiographie zum Aufstieg der von Albertinis in der frühen Neuzeit erarbeiten, eine Arbeit, die auch der Verbindung unter den verschiedenen Zweigen der Familie dienen sollte. Er war stolz auf seine Herkunft und die Leistungen seiner Vorfahren, die ihre öffentliche Stellung vor allem dem Handel und nicht in erster Linie den Offiziersdiensten in fremden Heeren verdankten.

Die Schaffung von Forschungsmöglichkeiten mit kulturhistorischer Ausrichtung in Graubünden war Rudolf von Albertini ein grosses Anliegen. Er übernahm den Vorsitz der kantonalen Initiativ- und Projektgruppe für ein nationales «Institut für Rätische Forschungen» (IRF). Zusammen mit Andrea Schorta bildete er die treibende Kraft bei der Ausarbeitung eines Konzepts und bei den schwierigen und langwierigen Verhandlungen mit politischen und universitären Gremien auf der eidgenössischen Ebene. Ziel dieses Instituts der Alpenforschung wäre gewesen, die kulturelle Vielfalt Graubündens als Kontaktraum zwischen Nord und Süd zu erforschen und zu dokumentieren. Die Instanzen auf Bundesebene und der Grosse Rat hatten Konzept sowie Budget bereits genehmigt, doch die Vorlage scheiterte 1984 äusserst knapp in der Volksabstimmung. Rudolf von Albertini be-

teiligte sich in der Folge (1985) mit grossem persönlichem Einsatz an der Gründung des Vereins für Bündner Kulturforschung. Er übernahm die Funktion des Vorsitzenden im Forschungsbeirat des Vereins, der mit seiner Forschungsstätte in Chur die Ziele des gescheiterten IRF weiter verfolgt. Er war Initiant einer Forschungsarbeit über die Saisonniers aus dem Domleschg in Engadiner Hotels, vor allem aber Berater und Gutachter sowie Kontaktperson zur universitären Forschung. 1999 trat er aus gesundheitlichen Gründen aus dem Forschungsbeirat und dem Vorstand zurück. Seine langjährige Tätigkeit im Vorstand und im Forschungsbeirat des Vereins für Bündner Kulturforschung hat wesentlich dazu beigetragen, dass dessen Forschungsinstitution die qualitativen Voraussetzungen für die finanzielle Unterstützung von Bund und Kanton seit bald 15 Jahren erfüllt. Wichtig war ihm die Unabhängigkeit der Institution und deren Verbindung mit der Forschung an Universitäten. Grossen Wert legte er auch auf die Einbindung junger Forscherinnen und Forscher, etwa in Form von Dissertationsprojekten.

Von 1973 bis 1995 nahm Rudolf von Albertini auch Einsitz im Stiftungsrat für das Schloss Haldenstein. Ziel der Stiftung waren der Kauf des Schlosses und die Nutzung der stark renovationsbedürftigen Gebäulichkeiten für öffentliche Zwecke. Rudolf von Albertini setzte sich für Haldenstein als Sitz des Instituts für Rätische Forschungen ein; nach dem Scheitern des Projekts wurde das Schloss 1988 unter anderem zum Sitz des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Gemeindeverwaltung von Haldenstein.

Annamarie und Rudolf von Albertini unterstützten immer wieder schweizerische Kulturschaffende, darunter auch zahlreiche Künstler aus dem Kanton Graubünden durch den Kauf von Werken. Von 1988 bis 1994 bekleidete Rudolf von Albertini das Präsidium des Bündner Kunstvereins. Auch am politischen Geschehen im Kanton war Rudolf von Albertini interessiert und immer bereit, auch unbequeme Meinungen öffentlich zu vertreten. In Leserbriefen oder Schreiben an Behörden setzte er sich für Liberalität und Toleranz ein. Vorwürfe aus Honoratiorenkreisen, er neige zu linken Ansichten, störten diesen echten, selbstbewussten Liberalen ebenso wenig wie früher die Kritik einiger erzkonservativer Kollegen an der Universität während der Studentenproteste der sechziger Jahre.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens stellten sich zunehmend gesundheitliche Probleme ein. Im Jahr 2001 starb nach schwerer Krankheit seine Frau Annamengia. Krankheitsbedingte Beschwerden nahmen zu. Rudolf von Albertini litt unter den Nöten des Altwerdens; er konnte seinen Wohnsitz in Dusch nur noch selten verlassen. Immer mehr wurde er pflegebedürftig und einsam in seiner Dachwohnung im herrschaftlichen Haus. Grosse Freude bereiteten ihm Besuche seiner ehemaligen Schüler und seiner Freunde. Gemildert wurde die Isolation aber vor allem durch die Familie seiner Tochter Nina, die in Dusch Wohnsitz nahm.

Allen, die ihn kannten, bleibt die Erinnerung an das Persönliche, an Rudolf von Albertinis Liberalität und Grosszügigkeit, seine fast scheue, trockene und – für Leute, die ihn nicht sehr gut kannten – gelegentlich irritierend direkte Art im Umgang mit Menschen. Für sein Vertrauen, das er allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entgegenbrachte, seine persönliche Souveränität und sein unkompliziertes Wesen sind ihm seine Freunde, ehemaligen Schüler, Mitarbeiter und Mitkämpfer in öffentlichen Dingen dankbar.

Georg Jäger
Dr. phil., Chur

Anny Roth (1900–2004)

In ihrem hundertvierten Lebensjahr ist die Musikerin Anny Roth-Dalbert am 16. Mai 2004 im Spital in Scuol gestorben. Als ein erfülltes Leben kann man diese lange Lebensspanne bezeichnen, erfüllt vor allem von Musik und dies bis ganz kurz vor ihrem Tode. Ihren Lebensabend hat sie bei ihrer Tochter Ursina im Unterengadin, in Sent, verbracht und ist damit in einem gewissen Sinne zu familiären Wurzeln zurückgekehrt, stammte doch ihre Urgrossmutter, eine Denoth, aus dem Samnaun. In der übernächsten Generation gibt es dann den musikliebenden Vater, Carlo Paglia, der aus Italien eingewandert war. In Bern hatte er ein Baugeschäft aufgebaut. Anny erzählte gern von diesem in die Musik geradezu vernarrten Vater, der seine fünf Kinder mit der Begleitung auf der Mandoline in den Schlaf sang. Auch ausserhalb der Familie engagierte sich Paglia für Musik, indem er aus seiner Belegschaft eine Blasmusik zusammenstellte und für jeden Einzelnen das Instrument anschaffte. Seine «Filarmonia Italiana», die vom Polier, einem ausgebildeten Musiker, dirigiert wurde, genoss bald einen guten Ruf und trat an vielen Veranstaltungen auf. Annys Mutter war eine Genferin, Jeanne, geborene Weideli, ebenfalls aus einer musikliebenden Familie stammend.

In dieses von Musik geprägte Umfeld wurde Anny am 12. Oktober 1900 in Bern geboren. Schon mit sieben Jahren erhielt sie Klavierunterricht durch den bekannten Musiker Johann Baptist Hilber aus Luzern. Als Anny die dritte Klasse besuchte, verlegte der Vater sein Geschäft und den Wohnsitz der Familie nach Zürich. Anny hatte das Glück, am Konservatorium von namhaften Klavierpädagogen unterricht zu werden, nämlich von Czeslaw Marek und dann sogar vom grossen Pianisten und Komponisten Ferruccio Busoni. Diese Künstler haben nicht nur ihre Technik, sondern auch ihren Interpretationsstil zu schönster Entfaltung gebracht. Neben ihrem Instrument belegte sie auch die Fächer Gesang, Kompositionslehre und Dirigieren. So ergab es sich sehr bald, dass man sie zur Begleitung von Solisten und Chören holte und als Organistin in die Kirche Wipkingen. Auf die Frage, ob sie denn auch das Orgelspiel gelernt habe, erklärte sie: «Ich spielte natürlich ohne die Pedale.» Auch das Registrieren hat sie sich selber beigebracht, indem sie probierte und probierte, bis sie sich darin auskannte.

Leben im Engadin

1922 heiratete Anny Roth Christian Dalbert. Zwei Töchter, Annemarie und Ursina, wurden geboren. 1930 zog die Familie nach Silvaplana und einige Jahre später nach St. Moritz. In jenen Jahren brach die Krise aus, welche die Wirtschaft von ganz Europa fast lahm legte und sich auch sehr hart auf den Tourismus auswirkte. Es war eine schwierige Zeit, für Anny besonders, da die Scheidung ihrer Ehe dazu kam. Wie gut, dass da

die Musik darüber hinweg half, und dies nicht nur als tröstendes und ermunterndes Element, sondern auch als Grundlage für die Existenz der Familie. Sie erteilte Klavierunterricht – zeitweise hatte sie bis zu zweiunddreissig Schülerinnen und Schüler. Für diese schrieb sie dem Alter und dem Können der Kinder angepasst Übungsstücke, mit denen sie unter dem Titel «Kleine Stücke für kleine Leute» an einem Wettbewerb für Unterrichtsliteratur des musikpädagogischen Verbandes teilnahm und den zweiten Preis gewann. Sie leitete mehrere Chöre, so den Kirchenchor St. Moritz, den Frauenchor Pontresina und auch die von ihr gegründete Frauengruppe, für die sie Volkslieder aus vergangenen Jahrhunderten in der Musikliteratur gesucht hatte und einstudierte. Eine Sensation war es damals, als sie – lange vor der Frauenempanzipation – die Leitung eines Männerchors, des «Frohsinn» in St. Moritz, übernahm. Dazu kam ihre Tätigkeit als Musikerin an der Orgel – in den meisten Kirchen des Oberengadins hat sie die Vertretung von Organisten übernommen. Sie war gefragt als Begleiterin und Solistin am Klavier bei vielen Veranstaltungen, und nie hat man sie vergeblich bitten müssen. Dennoch war sie aus materiellen Gründen gezwungen, zusätzlich zur Musik in Teilzeitstellen zu arbeiten.

Die Komponistin

Dass sie trotz solcher Belastung in jenen Jahren noch zum Komponieren kam, zeugt von ihrer Leidenschaft für die Musik, aber auch von ihrer Schaffenskraft. Sie schrieb romanische Kinderlieder, die unter dem Titel «Mamma, mamma, randulinas» herauskamen. Es entstand auch ein grösseres Stück für Orchester, «Das Hirtenmädchen von Champfèr», das vom Kurorchester St. Moritz unter Leitung des renommierten Dirigenten Goffredo Sajani uraufgeführt wurde. Leider ist dieses Manuskript verschollen.

Die Heirat mit dem kunstliebenden und belesenen Architekten und Schriftsteller Hermann Roth brachte eine neue und sicherere Lebenssituation und schenkte frische Impulse. Roth ermunterte sie zu weiteren Vertonungen romanischer Poesie, von Arthur Caflisch, Gian-Fadri Caderas, Victor Stupan und ihrer Freundin, der Lyrikerin Hedy Wettstein, die unter dem Titel «Suneschii und Rägewätter» erschienen sind. In späteren Jahren vertonte sie Gedichte von Ringelnatz, Morgenstern, Keller, Meyer, Meienberg und anderen. Zu Manuskripten ihres Mannes hat sie Musik geschrieben, unter anderem auch zu einem dramatischen Werk. Für ihre Chöre schrieb sie eine Vielzahl von Liedern und Chorwerken nach deutschen und romanischen Texten volkstümlicher und sakraler Natur. Ganz besonders zahlreich sind ihre Klavierkompositionen, aber auch Musik für verschiedene Instrumente und Solostimmen sind darunter. Und alle zeichnen sich aus durch Ideenreichtum, originelle Vielfalt und interessante Modulationen.

Ehrungen, Lebensabend

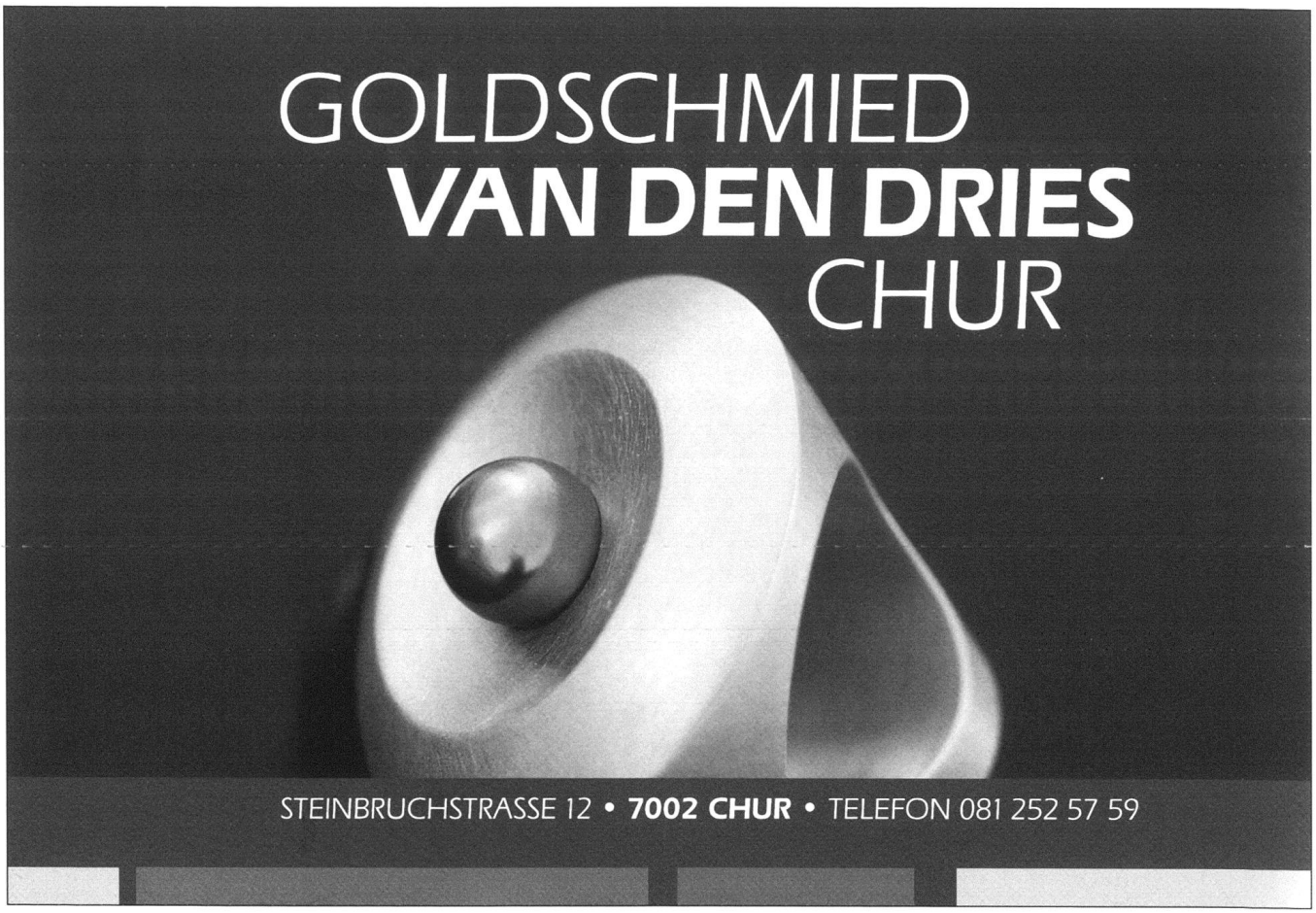
Die Gemeinde St. Moritz schenkte ihr 1970 das Bürgerrecht und am 5. August 2000 den ersten St. Moritzer Kulturpreis. Im Rahmen des Festes der Künste zum hundertjährigen Jubiläum des Schweizerischen Tonkünstlervereins wurde ihre «Ode an das Engadin» uraufgeführt. Ein Anerkennungspreis des Kantons Graubünden ist ihr 1985 verliehen worden, und zu ihrem hundertsten Geburtstag sind «Ausgewählte Werke» von ihr auf einer CD erschienen.

Die Töchter haben ihre Begabung geerbt und an die nachfolgenden Generationen weitergegeben, und das heisst, dass es dabei um acht Enkelinnen und Enkel, einundzwanzig Urenkel- und sieben Ururenkelkinder geht. Bei allen spielt Musik eine grosse Rolle, in all den Familien wird gesungen und musiziert, aber da gibt es auch die Neigung zum Zeichnen und Texten, vielseitige Talente also.

Die Krankheit und der Tod ihres Mannes 1984 haben viel Kraft und Mut von ihr gefordert – immer ist es die Musik gewesen, die ihr half, das Schwere zu tragen und zu überwinden. «So lange ich Musik machen kann, kann ich Schweres und Freudiges verarbeiten», pflegte sie zu sagen. Bis in ihre letzte Lebenszeit sass sie täglich viele Stunden am Klavier und liess ihre In-

spiration in die Tasten strömen. Überaus sorgfältig wurden die entsprechenden Noten dann zu Papier gebracht. Musik war das Zentrum ihres Lebens, und so konnte sie denn anlässlich einer Veranstaltung zu ihrem hundertsten Geburtstag dem Publikum fröhlich versprechen, dass sie weiter komponieren werde, «auch noch im Paradies». Und zur Feier ihres 103. Geburtstages vertonte sie einen Text der zugleich gefeierten 80-jährigen Oberengadiner Dichterin Flandrina von Salis und brachte das Sololied eigenhändig am Steinway in Malans zur Uraufführung.

Seit 1994 lebte Anny Roth bei ihrer Tochter Ursina Stohler in Sent in einem der schönen Engadiner Häuser am repräsentativen Dorfplatz. Sie hatte sich da gut eingelebt und freute sich, dass ihr viel Zeit zum Musizieren geschenkt war. So sass sie denn stundenlang am Klavier, improvisierte, repetierte, komponierte.

Gesundheitliche Probleme machten in den letzten Lebensmonaten ihre Übersiedlung in die Pflegeabteilung des Spitals Scuol nötig, doch auch dort setzte sie sich noch bis kurz vor ihrem Tod ans Klavier. Die kreative Leidenschaft war Teil ihrer Persönlichkeit und sie war ihrem Schicksal dankbar, das ihr unerschöpfliche Fantasie und nie ermattende Inspiration geschenkt hatte. Ihr sehr umfangreiches Werk hat sie eini-ge Zeit vor ihrem Tod der Schweizerischen Landesbibliothek übergeben, und so wird es der Musikwelt erhalten bleiben. Erfreulich wäre es, wenn über diese Fülle von Kompositionen gelegentlich ein Gesamtkatalog erstellt würde. Gewiss ist, dass etliche ihrer Lieder heute zum Repertoire von Chören gehören und hoffentlich weitere darin Eingang finden, und dass auf diese Weise ihre Musik weiterlebt.

Marcella Maier